

WWW.GJW.DE



JUNGE ERWACHSENE UND GEMEINDE

Der Quarterlife-Reader – Version 2

Herausgegeben vom Arbeitskreis „Quarterlife – Junge Erwachsene im Gemeindejugendwerk“

Inhalt

Vorwort	3
Mieke Bethke Wie leben und denken „Junge Erwachsene“?	4
Antonio Israel Die baptistische Identität Junger Erwachsener	8
Dorothee Böcker Wer sind wir? Und wenn ja wie viele? Ein Plädoyer für eine Gemeinde, die mutig Vielfalt lebt und gestaltet	10
Sören Brünninghaus Einander den Glauben glauben. Impulse aus Römer 14,1 – 15,13 für das Miteinander von Gemeinden mit ihren Jungen Erwachsenen	13
Mieke Bethke Im Glauben erwachsen werden	16
Mirko Kormannshaus Warum Junge Erwachsene in Gemeinde-Leitungspositionen müssen	18

Impressum

© 2011 GJW Elstal – Julius-Köbner-Straße 4 · 14641 Wustermark · T 033234 74-118 · F 033234 74-121 · E gjw@baptisten.de · www.gjw.de

Herausgeber: Arbeitskreis „Quarterlife – Junge Erwachsene im Gemeindejugendwerk“

Layout: Volkmar Hamp

Titelbild: Jo.Sephine / photocase.com

Bankverbindung: GJW Elstal, Kto. 72605, BLZ 500 921 00, Spar- und Kreditbank Bad Homburg



Foto: Jo.Sephine / photocase.com

Vorwort

Vor mittlerweile sieben Jahren hat die Abteilung Jugend des GJW Deutschland einen neuen Arbeitszweig begründet: den Quarterlife-Arbeitskreis – Junge Erwachsene im Gemeindejugendwerk.

Seither haben wir Schulungstage und Wochenenden veranstaltet und außerdem „Kirche 21“ mit initiiert, die Plattform des Gemeindejugendwerks, die Kirche in die Zukunft denkt. Zudem ist bereits 2008 ein erster Quarterlife-Reader erschienen.

In diesem Jahr (2011) schien es uns Zeit, Bilanz zu ziehen und unserer Arbeit eine neue Richtung zu geben. Wir möchten nun verstärkt Materialien und Konzepte für Gemeinden und Gemeindeleitungen herausbringen.

Unser Ziel ist dabei, Verständnis für Junge Erwachsene und ihre Anliegen zu schaffen und Ideen für die Arbeit in Gemeinden zu bieten. Wir wollen, dass Gemeinden Jungen Erwachsenen Verantwortung übertragen wird, und möchten dafür in Gemeinden für die Anliegen von Jungen Erwachsenen eintreten.

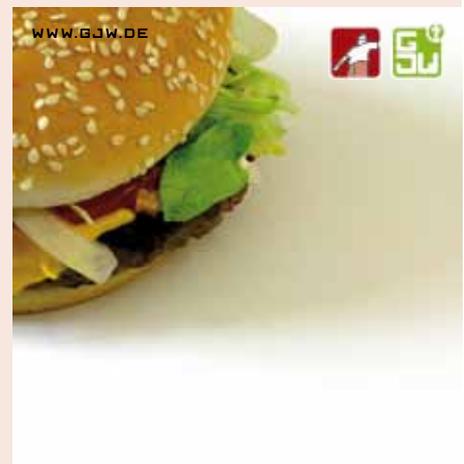
In diesem zweiten Reader nehmen wir daher Themen auf wie die Lebenswelten Junger Erwachsener, die Fragen, welche Rolle eine baptistische Identität für sie spielt, oder wie sich Vielfalt in der Gemeinde und im Glauben leben lässt. Am Ende steht ein Plädoyer für Junge Erwachsene in leitenden Positionen von Gemeinden.

Ich wünsche Ihnen und Euch beim Lesen gute Gedanken, Widerspruch und Anregungen

Mieke Bethke
(Referentin für Teenager, Jugendliche,
Junge Erwachsene und Bildung im GJW Elstal)

**Nach wie vor zum
Download unter
www.gjw.de:**

JUNGE ERWACHSENE
UND GEMEINDE
Der Quarterlife-Reader
– Version 1



**JUNGE ERWACHSENE
UND GEMEINDE**

Der Quarterlife-Reader – Version 1

Mieke Bethke

Wie leben und denken „Junge Erwachsene“?

„Ich bin jetzt keine Junge Erwachsene mehr“ postete kürzlich eine Freundin bei Facebook am Tag nach ihrem 36. Geburtstag. Aus und vorbei mit dieser Lebensphase, rein statistisch betrachtet. Was aber ist ein „Junger Erwachsener“ und wer gehört dazu? Jeder zwischen 20 und 35 oder muss sich ein junger Mensch selber als Junger Erwachsener fühlen? Was denken und fühlen denn die Jungen Erwachsenen? Diesen Fragen gehen Studien immer aufs Neue nach. Studien über „die“ Jugendlichen oder „die“ Jungen Erwachsenen. Hier werden exemplarisch zwei Studien vorgestellt, die in den vergangenen Jahren erschienen sind: die Shell-Jugendstudie und die Sinus-Milieustudie.

Shell Jugendstudie 2010¹

Die wohl bekannteste Beschreibung der jungen Generation zwischen 12 und 25 liefert seit fast 60 Jahren regelmäßig die Shell-Jugendstudie. Unabhängige Forschungsinstitute sollen die Sichtweisen, Stimmungen und Erwartungen junger Menschen in Deutschland einfangen und beschreiben. Spannend daran ist die Langzeitperspektive, weil sie es ermöglicht, Entwicklungen in unserem Land und in den jungen Generationen zu beschreiben.

Die 16. Shell Jugendstudie von 2010 ist unter dem Eindruck der Weltwirtschafts- und Finanzkrise entstanden. Gemessen daran erscheinen die Ergebnisse recht positiv. Das Interesse der Forscher war herauszufinden, ob sich der Pragmatismus² halten konnte, den sie seit 2002 unter den Jugendlichen beobachten. Acht Jahre später lautet ihr Fazit, die heutige Generation lasse sich von ihrer optimistischen Grundhaltung nicht abbringen: „Eine pragmatische Generation behauptet sich“³.

Die soziale Kluft vertieft sich

Die Jugendlichen heute, und genauso die Jungen Erwachsenen, zeigen Ehrgeiz und Zähigkeit und wollen mit pragmatischer Flexibilität „die Dinge in den Griff bekommen“⁴. Diese Haltung verbinden sie allerdings mit der jugendtypischen Lockerheit abwarten zu können, wie die Dinge sich entwickeln. Die meisten Jugendlichen sind leistungsorientiert und hochmotiviert, aber nur 22% wollen alle anderen Interessen der Karriere unterordnen. Für die meisten gilt, dass neben der Leistung im Beruf der Spaß am Leben nicht leiden darf.

¹ Leider unterscheidet die Shell-Studie nicht zwischen Jugendlichen und Jungen Erwachsenen, so dass wir nicht herauslesen können, was genau die Jungen Erwachsenen denken. Nur an einzelnen Stellen, etwa in Bezug auf die Jugendarbeitslosigkeit oder das wieder ansteigende Interesse der jüngeren Jugendlichen an Politik, lassen sich die Ergebnisse unterscheiden.

² Unter „Pragmatismus“ ist in diesem Zusammenhang die Haltung zu verstehen, mit der sich die Jugendlichen und Jungen Erwachsenen mit den Erwartungen und Erfordernissen der Gesellschaft arrangieren, ohne sie groß zu hinterfragen.

³ So der Untertitel der Studie.

⁴ Jugend 2010, S. 15.

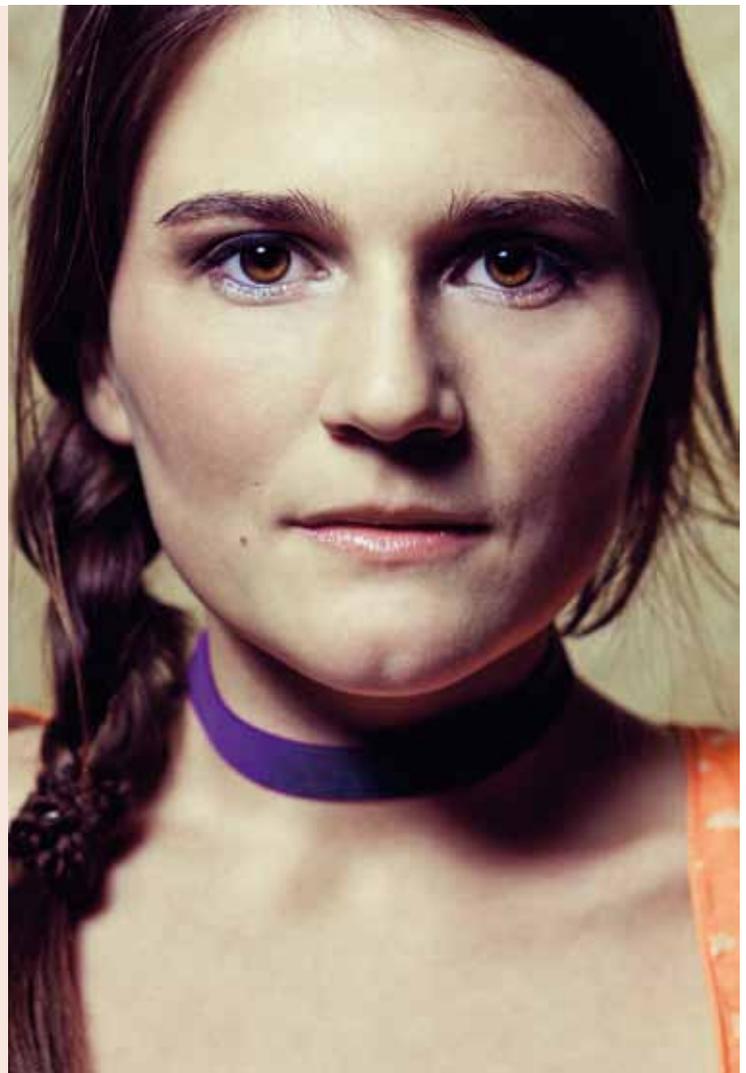


Foto: nihil.baxter / photocase.com

Diese entspannte und positive Sicht auf die eigene Gegenwart und Zukunft gilt leider nicht für Jugendliche aus bildungsfernen Familien, denen noch dazu soziale Netzwerke fehlen. Junge Menschen, die Schwierigkeiten haben, einen Schulabschluss zu schaffen oder Mühe haben, einen Berufseinstieg zu finden, werden von den zunehmend schwerer vorhersehbaren Risiken im Alltag und Beruf viel stärker getroffen. Die soziale Schere in Deutschland geht weiter auseinander und die Zuversicht der Jugendlichen aus der sozial schwächsten Schicht ist seit 2006 noch weiter gesunken. Trotz der Wirtschaftskrise blicken die Jugendlichen insgesamt jedoch optimistisch in die Zukunft.

Unklar ist natürlich, ob die breite Masse der jungen Menschen diese positive Sicht ins Erwachsenenalter hinüberretten kann. Beim Lesen der Studie entsteht der Eindruck, dass viele junge Menschen sich den gesellschaftlichen Anforderungen relativ unhinterfragt unterwerfen. Die Studienherausgeber sehen die Jugendlichen im positiven Sinne als

anpassungsfähig und flexibel an. Fragen kann man aber doch, ob da eine unkritische Generation heranwächst, die die Verhältnisse, unter denen sie aufwachsen, leben und arbeiten müssen, schlicht hinnehmen und keine Sehnsucht nach Veränderung entwickeln. Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob Jugendliche in dieser Gesellschaft eine andere Chance haben als sich anzupassen, wenn sie Anschluss halten wollen. Im europäischen Vergleich der Jugendarbeitslosigkeit stehen die Jugendlichen in Deutschland auch noch **relativ** gut da. In anderen Ländern Europas protestieren junge Menschen längst für bessere Chancen auf der Straße.

Die Forscher stellten fest, dass es unter den Jugendlichen drei getrennte Jugendwelten gibt. Ein **großer Teil** der Jugendlichen ist dazu in der Lage, sehr selbstbestimmt und optimistisch mit den wachsenden Anforderungen im Bildungsbereich und im Alltag umzugehen. Eine **zweite Gruppe** spürt die Herausforderungen schon deutlicher, gerät auch immer mal an ihre Grenzen, schafft es aber mit vielen Anstrengungen, die Anforderungen zu meistern. Die **Gruppe der sozial benachteiligten Jugendlichen** fühlt sich hingegen von den komplexen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhängen des Lebens förmlich überrollt und schafft es nicht immer, sich selbst so weit zu organisieren, dass sie im Bildungs- und Ausbildungsbereich durchkäme. An den Schul- und Berufslaufbahnen lässt sich erkennen, dass die Kluft zwischen den ersten beiden Gruppen und der dritten sich in den vergangenen Jahren noch vergrößert hat. Dabei spielt das Elternhaus eine große Rolle. Wenn Jugendliche dort finanzielle und emotionale Unterstützung erleben, teilweise fast freundschaftliche Solidarität, dann haben sie gute Chancen, sich gegen die äußeren Krisen zu wappnen und können viel in die eigene Ausbildung investieren. Die Minderheit jedoch, die nicht auf die eigene Familie zählen kann, steht deutlich verunsicherter da.

Die Bedeutung der Religion bleibt konstant – und steigt

Von den Kirchen und manchen Medien wurde der Abschnitt der Studie, der sich mit den religiösen Einstellungen der Jugendlichen befasst, besonders beachtet.

Die Studie beobachtet drei ganz verschiedene religiöse Kulturen unter den Jugendlichen: den westdeutschen Mainstream, der wegen seiner Größe als typisch für den Durchschnitt der Jugend gewertet wird, die neuen Bundesländer und die Migrantenkulturen.

Nach wie vor hat Religion für die Jugendlichen aus den neuen Bundesländern kaum eine Bedeutung und in den westlichen Bundesländern eine mäßige und weiter abnehmende Rolle, auch wenn die meisten Jugendlichen im Westen formal konfessionell gebunden sind. Nur 12% von ihnen sind konfessionslos, im Osten Deutschlands sind es dagegen drei Viertel. Die unterschiedlichen Migrantenkulturen wenden sich dagegen verstärkt zur Religion hin. Von ihnen gehören die wenigsten einer der

beiden großen Kirchen in Deutschland an. Ein zunehmender Teil gehört zum orthodoxen Christentum⁵, die meisten von ihnen aber wohl zum Islam. Diese Gruppen nehmen den Glauben viel ernster als die befragten evangelischen und katholischen Jugendlichen.

Die Frage der Forscher war zunächst, welche Bedeutung der **Glaube an Gott** für die Jugendlichen habe. Zum zweiten ging es um deren **Gottesverständnis**⁶. Außerdem wurde die konfessionelle Zugehörigkeit abgefragt.

Das ist eine recht magere Fragenauswahl, zumal sie nach Aussage der Forscher 2006 noch breiter war. Dennoch lässt sich sagen, dass seit 2002/2006 weder die Konfessionslosigkeit noch der Atheismus unter den Jungen Erwachsenen zugenommen haben. Deutlicher aber treten religiöse Unsicherheit und ein unpersönlicheres Gottesverständnis hervor. Beides sagt jedoch noch nichts über deren tatsächliche Religiosität aus. Unsicherheit gehört zum Glauben und zu dieser speziellen Lebensphase im Besonderen dazu. Auch das christliche Glaubensverständnis verbindet verschiedene Sichtweisen auf Gott miteinander.

Unter katholischen Jugendlichen ist die Bedeutung des Glaubens seit 2002 kontinuierlich gesunken (von 50 % auf 44 %). Damit nähern sich die katholischen und evangelischen Jugendlichen in ihrer Religiosität einander an. Bei evangelischen Jugendlichen ist der Wert jedoch seit 2002 gleichbleibend bzw. sogar um einen Prozentpunkt angestiegen (2010: 39 %). Für Jugendliche, die nicht „einheimischen christlichen Konfessionen“⁷ angehören, ist die Bedeutung des Glaubens seit 2002 von einem bereits hohen Wert (69 %) auf 76 % angestiegen.

Zum Thema Religion hat die Studie demnach nur sehr Allgemeines zu sagen. Dennoch können Ergebnisse der Studie auch für unser Engagement als Gemeinden wichtig sein. Denn was bedeutet für uns die insgesamt hohe Zufriedenheit und der große Optimismus der jungen Generation, wenn all das nur für einen Teil von ihnen zutrifft? Wenn eine größere Gruppe von Jugendlichen zunehmend von der Gesellschaft abgehängt wird? Wo setzen wir uns für eine andere Bildungs- und Familienpolitik ein, wo unterstützen wir Initiativen in unseren Wohnorten, damit „benachteiligte“ Jugendliche die Chance bekommen, ihre Nachteile auszugleichen? Solche Ergebnisse können sofort Fragen an unsere Jugend- und Gemeindearbeit auslösen, die eine Lektüre der Studie lohnenswert machen.

Sinus 2008: Wie ticken Jugendliche?

Einen ganz anderen Ansatz wählt das SINUS-Institut, das im Auftrag verschiedenster Unternehmen Milieuforschung betreibt und Märkte analysiert. Die große U27-Studie „Wie ticken Jugendliche?“ wurde vom Bund der Katholischen Jugend beauftragt und 2008 veröffentlicht. Ausgangspunkt für die Lebensweltforschung, die das SINUS-Institut betreibt, ist dabei die Erkenntnis, dass sich die äußeren Daten von Menschen stark überschneiden können, diese Menschen aber unter Umständen kaum unterschiedlicher leben könnten.

⁵ Orthodoxe Christen gehören zu den verschiedenen Kirchen, die im 11. Jh. n. Chr. durch die Trennung der Römischen Kirche und der Ostkirche entstanden sind. Sie bilden die drittgrößte Gruppe der Christen weltweit. Durch die Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ sind in den vergangenen 20 Jahren viele orthodoxe Christen nach Deutschland gekommen.

⁶ Optionen: Es gibt einen persönlichen Gott. / Es gibt eine überirdische Macht. / Ich weiß nicht richtig, was ich glauben soll. / Ich glaube nicht, dass es einen persönlichen Gott oder eine überirdische Macht gibt.

⁷ Jugend 2010, S. 204.



Foto: d+d / photocase.com

Ein Beispiel für solche „soziodemographischen Zwillinge“ sind Ozzy Osbourne und Prinz Charles. Beide Männer sind im selben Jahr geboren, stammen aus Großbritannien, sind jeweils verheiratet und haben erwachsene Kinder, sind aber von den Müttern ihrer Kinder geschieden. Beide sind weltbekannt, sehr vermögend und fahren im Urlaub gerne in die Alpen. Doch unterschiedlicher könnten sie kaum sein. Die äußeren Fakten sagen also nur sehr wenig darüber aus, wie ein Mensch lebt oder welche Werte er vertritt.

Laut SINUS sind die Faktoren soziale Lage, Werte und Lebensstil daher entscheidend für ein Milieu. Das Institut unterscheidet unter den Jungen Erwachsenen sieben Milieus bzw. Lebenswelten. Junge Erwachsene in diesen sieben Lebenswelten „ticken“ völlig unterschiedlich, was ihren Lebensstil, Geschmack, ihre Musikvorlieben und Medien-Nutzung, ihre Zukunftsvorstellung und Sehnsüchte angeht. Die traditionellen Milieus setzen auf Bewährtes, in Milieus mit dem Schwerpunkt der Neuorientierung probieren Junge Erwachsene viel Neues aus, im hedonistischen Milieu leben sie im „Hier und Jetzt“. Die Studie legt den Schwerpunkt auf die 13- bis 19-Jährigen, doch gibt es einen eigenen Studienteil über die 20- bis 27-Jährigen. Manche Interpretationen werden leider nur für den Jugendteil der Studie gegeben.

Welche Milieus die Kirche erreicht

So heißt es, dass die (katholische) Kirche nur drei der sieben Milieus erreicht, die **Traditionellen**, die **Bürgerlichen** und die **Postmateriellen Jugendlichen**. Das Ergebnis dürfte bei den Jungen Erwachsenen sehr ähnlich aussehen und auch auf andere Kirchen zutreffen. Wie leben diese Jungen Erwachsenen, die sich noch in irgendeiner Weise von Kirchen angesprochen fühlen?

Traditionelle junge Erwachsene stammen aus konservativ-traditionellen Milieus und teilen sich in diesem Alter in ein gehobenes, bildungsbürgerliches und ein mittleres bzw. unteres Segment auf. Zentral für sie ist, den einmal erreichten Status zu erhalten und traditionelle Werte sowie Rollenmodelle zu bewahren. Klare Werte und Moralvorstellungen geben ihnen ein Fundament, wie auch ihr übriges Leben auf Sicherheit ausgerichtet ist. Von der „idealen Kirche“ erwarten sie mehr Offenheit für die Sorgen und Ängste der Menschen.

Auch die **Bürgerlichen jungen Erwachsenen** suchen nach Sicherheit, sind aber um eine Verbindung von Normalität und Modernität bemüht. Sie streben nach beruflichem Erfolg und Familienglück. Typisch für sie ist es, sich in ihren Familien- und Freundeskreis zurückzuziehen und dort Rückhalt und Schutz zu suchen. Bereits als Junge Erwachsene sind sie sehr sesshaft. Ihr eigenes Weltbild stabilisieren sie durch ihre soziale Abgrenzung nach „unten“, nach „oben“ und gegenüber anderen Lebensentwürfen. Die „ideale Kirche“ ist für sie alltagsnah, beschäftigt menschnennahe Pfarrer und bietet Familienevents. Vermutlich findet sich das „typisch freikirchliche“ Klientel überwiegend unter den **Bürgerlichen**. Auch die **Postmateriellen jungen Erwachsenen** werden zum Teil von der Kirche erreicht. Sie sind von liberalen Grundeinstellungen geprägt, Weltoffenheit, Toleranz und einer kritischen Sicht auf die Globalisierung und Übertechnisierung unserer Welt. Großer Individualismus und der Wunsch nach persönlichen Freiräumen sind wichtig; sie sind gegen starre Abläufe und pflegen einen Anti-Fundamentalismus. Oft engagieren sie sich sozial, politisch, kulturell oder ökologisch in Nichtregierungsorganisationen. Aus ihrer Sicht sollte Kirche nicht Moral predigen, sich stattdessen für andere Lebensentwürfe öffnen und damit für junge Menschen attraktiver werden.

Was sich Junge Erwachsene von der Kirche wünschen

Es existieren vier weitere Milieus, zu denen die (katholische) Kirche kaum einen Zugang findet. Die Studienteilnehmer wurden direkt nach ihren Vorstellungen über Kirche gefragt. Ein Teil von ihnen sollte dazu auch Aufzeichnungen anfertigen. Ob aber diese Wünsche tatsächlich in ihrem Alltag eine Rolle spielen, ob Kirche überhaupt etwas ist, woran sie noch Wünsche haben, das wird in der Studie nicht deutlich.

Die sozial eher abgehängten **Konsum-Materialistischen jungen Erwachsenen** wünschen sich eine Kirche „wie in Amerika“, mit viel Musik und Showelementen, die Alltagshilfe anbietet. Die **Hedonistischen jungen Erwachsenen** wünschen sich andere Orte für Kirchen: helle, warme, freundliche Räume. Sie ist kulturell offen und diskussionsbereit, nicht streng, sondern verständnisvoll und löst sich von konservativen Standpunkten. Aus Sicht der **Experimentalistischen jungen Erwachsenen** ist die ideale Kirche der eigenen Lebenswelt näher, erkennt die verschiedensten Lebensentwürfe an und steht nicht im Widerspruch zum wissenschaftlichen Denken. Sie wünschen sich schöne, menschlichere Begegnungszentren. Die **Modernen Performer** schließlich erwarten von der Kirche, dass sie Sinn und Identität gibt in einem Leben, das zu zerfasern droht, und „heilend“ wirkt. Gleichzeitig soll sie mitreißend sein und keiner starren Liturgie anhängen.

Nun sind diese Wünsche vor allem vor dem Hintergrund der katholischen Kirche entstanden. Die Hälfte der in Interviews befragten Jungen Erwachsenen sind katholisch getauft. Alle, selbst die Traditionellen jungen Erwachsenen, wünschen sich von der Kirche mehr Offenheit für ihre Lebenswelt, ihre Themen und Probleme, vor allem aber für andere Lebensentwürfe. In vielen freikirchlichen Gottesdiensten finden sich viele „modernere“ Elemente als in katholischen, die von einer alten Liturgie geprägt sind. Und dennoch haben wir diese Differenzen immer wieder in ganz ähnlicher Form. Auch „unsere“ Gottesdienste sind oftmals von einer Liturgie geprägt, die die jeweilige Gemeinde über lange Zeit entwickelt hat. Auch wenn es modernere Musik im Gottesdienst gibt, ist das oft nicht die Musik, die postmoderne Junge Erwachsene freiwillig zu Hause anhören. Auch in unseren Gemeinden gibt es etliche Junge Erwachsene, die andere Lebensentwürfe wählen als es die öffentliche Moral der Gemeinde vorsieht. In der Konsequenz bleiben viele weg. Andere passen sich an. Die Jungen Erwachsenen in unseren Gemeinden geben kein einheitliches Bild ab, doch ein Blick in die Studie lohnt. Sie enthält jede Menge Fotos von Zimmern, Lieblingsobjekten und Material, das die Jungen Erwachsenen für die Studie Tagebuch-ähnlich zusammen getragen haben. Das macht die Studie anschaulich und farbig und kann Interesse wecken, die Jungen Erwachsenen im eigenen Umfeld mit noch mehr Interesse zu betrachten.

Denn auch diese Studie müsste Fragen bei uns auslösen: Wenn wir wirklich in der Hauptsache nur ein einziges Milieu erreichen, die **Bürgerlichen**, was bedeutet das dann für Gemeindegarbeit? Sind wir tatsächlich nur für unseren eigenen Nachwuchs zuständig? Oder ist Gemeinde so wandlungsfähig, dass sie den Blick über den Milieu-Rand hinauswagen kann? Dabei ist jedoch zu beachten, dass Versuche von Gemeinden, Junge Erwachsene aus Milieus anzusprechen, die ihnen fremd sind oder deren Grundwerte sie sogar ausdrücklich ablehnen, zum Scheitern verurteilt sind. Zugang zu Milieus kann immer nur der bekommen, der selbst zumindest eine Verwandtschaft zu diesem Milieu verspürt. Die Sinus-Studie macht auch deutlich, dass einige Milieus einander nah sind und andere eine „Ekelgrenze“ trennt, so dass deren Abgrenzung voneinander besonders deutlich verläuft. Vor diesem Hintergrund sind zum Beispiel Gemeinde-Gründungen für besondere Zielgruppen zu sehen, die auch aus dem Bedürfnis heraus entstehen, Gemeinde für Menschen zu bauen, die sich im „klassischen“ bürgerlichen Milieu nicht heimisch fühlen. Wir

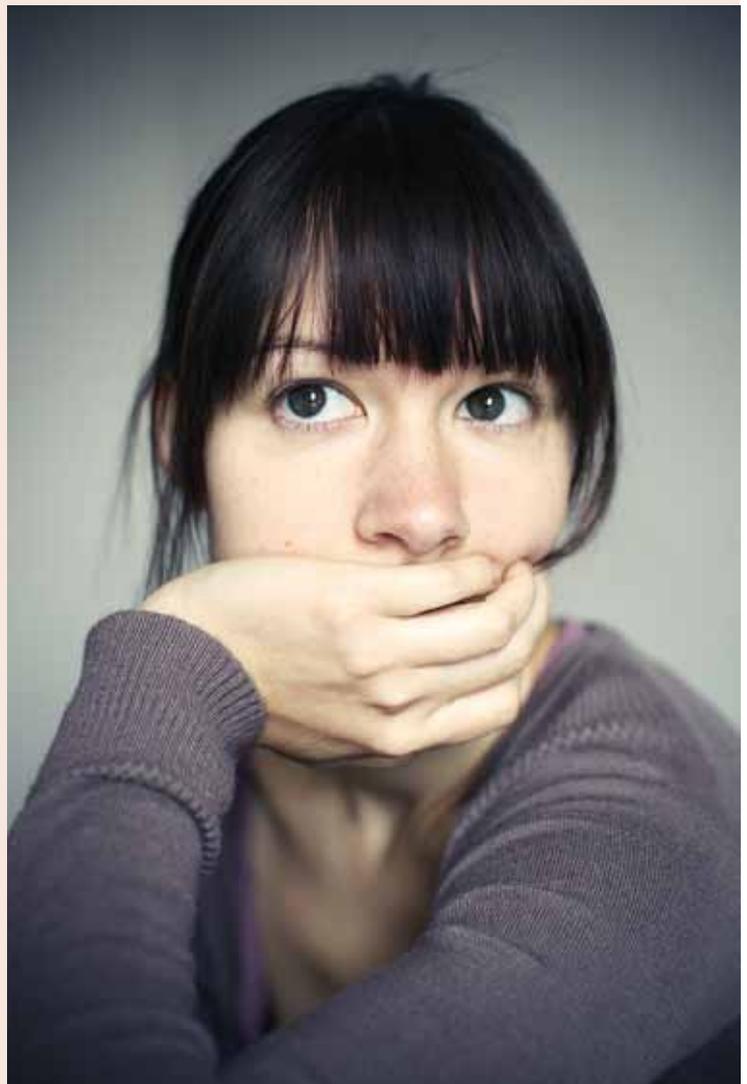
müssen Milieugrenzen ernst nehmen und dürfen uns gleichzeitig nicht auf die gemütliche bürgerliche Gemeindegwelt beschränken. Denn eine große Zahl der Jungen Erwachsenen ist darin nicht zu Hause.

Mieke Bethke, 34 Jahre alt, Pastorin und Erwachsenenpädagogin aus Berlin, arbeitet als Referentin für die Arbeit mit Teenagern, Jugendlichen und Jungen Erwachsenen im GJW Elstal.

Literaturangaben

- Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, hg. v. Shell Deutschland Holding; Konzeption und Koordination: Mathias Albert, Klaus Hurrelmann, Gudrun Quenzel und TNS Infratest Sozialforschung, Frankfurt am Main 2010.
- Michael Freitag, „16. Shell Jugendstudie – Jugend2010“. Anmerkungen zur Studie und ihrer Wirkung, http://www.evangelische-jugend.de/fileadmin/user_upload/aej/Kinder- und_Jugendsoziologie/Downloads/11_02_02_Anmerkungen_zur_16_Shell-Jugendstudie_und_ihrer_Wirkung.pdf, Zugriff am 08.11.2011
- Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U 27, hg. v. Bund der Katholischen Jugend und Bischöfliches Hilfswerk MISEREOR, Autoren: Dr. Carsten Wippermann und Dr. Marc Calmbach, Düsseldorf 2008.

Foto: d+d / photocase.com



Antonio Israel

Die baptistische Identität Junger Erwachsener

„Ich bin in einer Baptistengemeinde aufgewachsen. Aber ob ich jetzt mit Pfingstlern, Landeskirchlern oder Methos Kirche baue, spielt für mich keine Rolle.“ So lese ich ein Statement auf Facebook. Jemand anderes bejaht: „Ich bezeichne mich als Christ und habe kein Interesse, mich durch das Wort „Baptist“ auch noch von den anderen Christen abzugrenzen.“ Ein dritter steigt in die Online-Diskussion ein: „Ich hoffe sehr, dass sich die nächsten Generationen nicht mehr zu stark über irgendwelche Konfessionen definieren müssen, sondern mehr auf das Gemeinsame schauen und überkonfessionell denken und arbeiten!“

Junge Baptisten legen nur noch wenig Wert darauf, Baptisten zu sein. Diesen Eindruck habe ich manchmal, nicht nur online, sondern auch wenn sich Jugend- oder Studentengruppen zusammenfinden. Die Glaubensunterschiede zwischen den Konfessionen spielen immer weniger eine Rolle. Viel entscheidender scheinen persönliche Sympathien zu sein. Nach dem Umzug in eine neue Stadt suchen sich junge Baptisten nicht mehr automatisch eine Baptistengemeinde. Die neue Heimatgemeinde soll vor allem ansprechend sein – in ihrem Stil und ihrem Konzept. Das Bekenntnis der Gemeinde ist zweitrangig. Und auch für die Wahl des Lebenspartners werden die konfessionellen Überzeugungen immer unwichtiger.

damals war's

Würden sich Oncken und Lehmann im Grabe umdrehen, wenn sie von dieser Entwicklung wüssten?

Ich habe noch unsere alten Geschwister im Ohr, die von den heldenhaften Geschichten ihrer Vorfahren erzählen. Viele von ihnen haben sich mit ihrem Leben eingesetzt für baptistische Überzeugungen wie die Glaubensstufe. Repressalien der Landeskirchen mussten sie über sich ergehen lassen. Der Kampf um die Anerkennung von anderen Kirchen dauerte lang und hält mancherorts heute noch an. Ich kann mir vorstellen, dass sich mancher Baptist durch oben genannte Äußerungen Junger Erwachsener gekränkt fühlt, da er seine Überzeugungen oder gar sein Lebenswerk herabgesetzt sieht.

Wo frühere Generationen mühsam den Baptismus etabliert haben, soll nun so einiges an Glaubensüberzeugungen wieder aufgegeben werden? Wie kommt es, dass für junge Baptisten die konfessionelle Prägung an Bedeutung verliert und die Gemeinschaft mit gerade anders geprägten Christen so wichtig wird?

postmodern

Diese Entwicklung erinnert mich an die Veränderung unserer Gesellschaft hin zur Postmoderne¹. In der Moderne² war es einige Jahrhun-

derte lang Grundsatz, mit der Vernunft und logischer Argumentation zur Wahrheit vorzudringen. Wer die besseren Argumente hatte, hatte auch Recht – oder war zumindest näher an der Wahrheit. Dieser Grundsatz wird in der Postmoderne aufgegeben. Was für jemanden wahr erscheint, hängt wenig von Argumenten ab, sondern mehr von der persönlichen Prägung und der eigenen Biographie, so die nachmoderne Erklärung. Jeder Mensch habe seine ganz individuelle Perspektive auf eine Sache. Wenn der postmoderne Mensch für sich etwas als Wahrheit erkannt hat, erwartet er demnach nicht, dass seine Wahrheit im gleichen Maße für alle anderen Menschen gilt.

Da wundert es mich nicht, dass auch junge Baptisten wenig Verlangen danach haben, andere Christen durch gute Argumente von ihrer baptistischen Wahrheit zu überzeugen. Auch bei Ihnen setzt die nachmoderne Erkenntnis ein, dass sie ihre baptistischen Wahrheiten vor allem haben, weil sie in ihrer Vergangenheit so geprägt wurden. Diese Sicht kann ich nachvollziehen. Warum sonst stammen Lutheraner meist aus lutherischem Elternhaus, und warum stammen Baptisten meist aus baptistischem Elternhaus? Die Prägung der Kindheit bindet in gewisser Weise auch an eine Glaubenserkenntnis. Und das ist den Menschen der Postmoderne bewusst.

„Das Nebeneinander von mehreren Wahrheiten kann sich heute im Inneren einer Person abspielen“, erzählt mir Michael Kibkalt. Er ist Dozent für Missionswissenschaften am Theologischen Seminar in Elstal und begleitet im Auftrag des Dienstbereichs Mission unseres Bundes Migrationsgemeinden in Deutschland. Gesellschaft und Glaube sind sein Arbeitsgebiet. Er erklärt mir: „Der typisch postmoderne Mensch hat die Fähigkeit, seine inneren Widersprüche zu ertragen. Er ist beispielsweise von der Glaubensstufe überzeugt. Er versteht es aber auch, wenn andere Christen aufgrund ihrer Erkenntnisse und Prägungen ihre Kinder taufen lassen. Daraus folgt für ihn ein innerer Widerspruch. Doch er kann den Widerspruch ertragen. Toleranz lernt der postmoderne Mensch also zuerst im Umgang mit den Widersprüchlichkeiten in sich selbst.“

Dass junge Baptisten ungezwungen und offen mit Christen anderer Konfessionen umgehen, bedeutet demnach nicht gleich, dass sie ihre baptistische Identität oder ihre Überzeugungen abgelegt haben. Sie können es nur gut ertragen, dass die Anderen manche Dinge eben anders sehen. Und sie fühlen sich nicht bei jeder Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung genötigt.

Das lässt mich an 1. Kor 1,10-17 denken. Paulus nimmt wahr, dass die Korinther geistlich unterschiedlich geprägt sind. Er fordert sie auf, sich nicht um ihre Prägungen zu streiten, die sie von einander trennen. Vielmehr sollen sie entdecken, was sie verbindet – ihr Glaube an Christus. Glaube ist in erster Linie das Vertrauen in die Person Jesus Christus – nicht das Propagieren eines spezifischen Lehrsystems. Von diesem paulinischen Impuls her gesehen, hat die Postmoderne meines Erachtens positiv auf den Glauben junger Christen gewirkt. Sie suchen das Verbindende. Die Gemeinschaft wird wichtiger als das Rechthabenwollen.

alltagsrelevant

Konfessionelle Unterschiede können junge Christen gut ertragen. Doch so groß sind die Unterschiede in der Praxis manchmal auch gar nicht.

¹ Mit **Postmoderne** (lat. post „nach“) wird der Zustand der abendländischen Kultur nach der Moderne benannt. Postmodernes Denken hinterfragt Grundannahmen der Moderne und zeigt alternative Denkmuster auf.

² Die **Moderne** (lat. modernus „neuzeitig“) bezeichnet die abendländische Kultur der Aufklärung, Industrialisierung und Demokratisierung (16.-20. Jahrhundert).

Gerade in Fragen, die für den Glaubensalltag relevant sind, liegen zwei Baptistengemeinden unter Umständen weiter auseinander als zum Beispiel eine Baptistengemeinde und eine landeskirchliche Gemeinschaft: Setzt man in ethischen Fragen auf die Verbindlichkeit gemeinsam definierter Normen oder auf die Eigenverantwortlichkeit der einzelnen Mitglieder? Investiert man seine Kraft lieber im sozialen Brennpunkt der Stadt oder in eine Evangelisationsveranstaltung? Welche Formen des Gebets



Foto: like.eis.in.the.sunshine / photocase.com

und der Lobpreismusik werden im Gottesdienst bevorzugt? Diese Fragen werden in jeder Gemeinde unterschiedlich beantwortet – nahezu egal, welcher Konfession sie angehört. Verständlich, dass das konfessionelle Bekenntnis einer Gemeinde wenig relevant erscheint und daher auch wenig interessiert. Für viele junge Christen zählen eben diese Fragen: Fühle ich mich mit den Leuten hier wohl? Und komme ich in der Gemeinde geistlich voran? Danach wird sich heute für eine Gemeinde entschieden.

Baptismus spricht Junge Erwachsene an

Aber ist die konfessionelle Identität einer Gemeinde völlig gleichgültig für Junge Erwachsene? Ich kann es mir nicht vorstellen. Meines Erachtens ist ihnen – und auch vielen Gemeinden – einfach nicht bekannt, welche konfessionellen Besonderheiten es gibt.

Ich bin mir sicher, als Baptisten haben wir jungen Christen einiges zu bieten. Es lohnt sich für uns, in unsere Geschichte einzutauchen und zu schauen, was davon für heutige Junge Erwachsene glaubensrelevant ist. Anlässlich des Jubiläums „175 Jahre Baptismus in Deutschland“ blicken Andrea Schneider, Rundfunkbeauftragte des BEFG, und Christoph Stiba, Leiter des Dienstbereichs Mission, in die baptistische Vergangenheit. Sie halten fest: Typisch baptistisch sind neben der Glaubensaufgabe zum Beispiel das Eintreten für soziale Gerechtigkeit, die individuelle Freiheit von Glauben und Gewissen für Menschen aller Religionen, das Priestertum aller Glaubenden und die sogenannte Autonomie der Ortsgemeinde³. Alles typisch baptistische Themen. Und alles Themen, die junge Christen heute ansprechen können. Out sind Glaubende, die sich nur um sich selbst drehen. In ist, wer fair und ökologiebewusst lebt. Out ist, wer Diakonie zum Mittel des Gemeindegewachstums herabstuft. In ist, wem das leibliche und soziale Wohl anderer Menschen tatsächlich am Herzen liegt.

Es entspricht nicht dem Zeitgeist, dass wenige Gelehrte über Wahrheit und Unwahrheit des Glaubens von vielen entscheiden. Jeder Mensch ist befähigt und frei, seinen Glauben und seine Beziehung zu Gott im Einklang mit seinem Gewissen entwickeln und wachsen zu lassen. Daher sind demokratische Strukturen in Gemeinde und Bund meines Erachtens noch immer attraktiv – gerade für postmoderne Menschen. Typisch baptistisch und attraktiv für junge Menschen ist es, den Glaubenden anderer Religionen mit Respekt zu begegnen, ihnen die Freiheit einzuräumen, ihren Glauben gestalten zu können, und Ängste und Fremdheitsgefühle ihnen gegenüber abzubauen.

Und Glaube ist für junge Christen mehr als zuvor eine persönliche, individuelle Sache – und weniger eine Frage objektiver Wahrheiten. Umso mehr muss die Entscheidung zur Taufe auch heute eine persönliche Entscheidung sein, und keine, die einem die Familie abnimmt oder aufdrängt.

Ich finde es gut, dass junge Christen sich heute selbstverständlich als die eine Gemeinschaft des Christus verstehen. Auch wenn die Konfession für viele eine wertvolle Erkenntnis, Prägung oder Tradition ist, muss sie die Gemeinschaft der Glaubenden nicht trennen. Dennoch gibt es Schätze in der baptistischen Tradition, die wir als Gemeinden und als junge Christen heben sollten – mehr als bisher. Wenn wir die Relevanz baptistischer Grundsätze für unseren Glaubensalltag entdecken können, spricht der Baptismus auch in diese Zeit.

Ich bin noch bei Facebook in der Online-Diskussion. Jemand schreibt: „Der Baptismus sollte sich wieder stärker auf seine ursprünglichen Prinzipien beziehen und diese für die heutige Zeit neu interpretieren. Das heißt gerade nicht, dass wir dasselbe tun wie unsere Väter, sondern dass wir selbst innovativ werden.“

**Antonio Israel, ist 27 Jahre alt, lebt in Weimar
und ist Jugendpastor im GJW Thüringen**

³ Baptistische Prinzipien auch auf <http://www.baptisten.de/glauben-erleben/was-wir-glauben/>.

Dorothee Böcker

Wer sind wir?

Und wenn ja wie viele?

Ein Plädoyer für eine Gemeinde,
die mutig Vielfalt lebt und gestaltet

„Aufgrund meiner Identität weiß ich, worauf es mir mehr oder weniger ankommt, was mich tiefgreifend berührt und was eher nebensächlich ist“ (Taylor 2002, 271).

Ja, wir sind längst in der Postmoderne angekommen. Vielfalt in jeglicher Hinsicht bestimmt unsere täglichen Wahrnehmungsgewohnheiten, unsere Lebensstile, unsere Interessen, Bedürfnisse, unsere Denkgebäude und auch unsere Art zu Glauben und Glauben zu leben. Seit jeher hat unser Lebensumfeld einen Einfluss auf die Art und Weise, wie sich unsere Identität formt und wie wir von uns selbst erzählen. Da die eigene Identität keine statische Größe ist, spricht der Identitätsforscher Heiner Keupp (2008) daher häufig nicht von Identität sondern von Identitätserzählung. Identitätserzählung beinhaltet schon im Wort selbst die Aspekte des „Geworden-Seins“, der eigenen Geschichte und des „Immer-neu-Werdens“ im Kontext der eigenen Lebenswirklichkeit. Keupp versteht die Identität als Patchworking, als tägliche Baustelle, als etwas Dynamisches und Veränderbares. Vor dem Hintergrund unserer Erfahrungen und aktueller Ereignisse erzählen wir unsere Identität immer wieder neu. Wie finden Junge Erwachsene in der Fülle an Eindrücken und Möglichkeiten ihre ganz eigene Identitätserzählung? Und in welcher Weise verändern sich die Identitätserzählungen von Gemeinden?

Wer bin ich?

Junge Erwachsene erleben, dass die Gesellschaft, in der sie aufwachsen, vielfältig, oft unüberschaubar und vor allem nicht perfekt ist, dass man aber trotzdem in ihr leben, sie gestalten und seinen Beitrag dazu leisten kann, sie zu verbessern. Heranwachsende lehnen sich auf, sie stellen Fragen, sie probieren aus, gehen auf Abstand und manchmal resignieren sie auch. Das Leben in der postmodernen Gesellschaft, welches durch eine inflationäre Zunahme von Wissen, Risiken, Netzwerken, Erlebnis- und Sinnangeboten sowie Ungleichheiten, Ausgrenzungen und Spaltungen maßgeblich geprägt ist, stellt uns Menschen vor die Herausforderungen, sich dem Leben zu stellen, eigene Sinnmöglichkeiten und Zugehörigkeit zu finden und zu gestalten. Letztlich bedeutet dies, sich mit der eigenen Identität zu befassen. Was hält mich, wenn sich alles um mich dauernd verändert? Wenn der äußere Rahmen nicht hält, vorhanden ist, braucht es etwas innen, was hält. Es braucht etwas, das Sinn macht. Aaron Antonovsky, ein israelischer Gesundheitsforscher, nennt dies Lebenskohärenz. Dabei meint Kohärenz das Gefühl, dass Ereignisse in einem größeren Zusammenhang verstehbar werden, ich ein Ziel vor Augen habe und ich mich fähig fühle, die Aufgaben des Lebens zu meistern. Keupp beschreibt die Lebenskohärenz als Bedingung und als Ziel der eigenen Identitätsarbeit (vgl. Keupp 2007, 15ff). Das verstärkte Verschwimmen von bislang festen Vorstellungen einer (frommen) Normalbiographie und der zunehmenden „bunten“ Vielfalt möglicher biographischer Schnittmuster macht jedoch die Frage nach der eigenen Identität auch im Rahmen einer christlichen Gemeinde nicht einfacher.

Menschen brauchen soziale Anerkennung und Zugehörigkeit. Auf ihrer Suche nach der Sinnhaftigkeit des eigenen Daseins fallen die „Antwort-

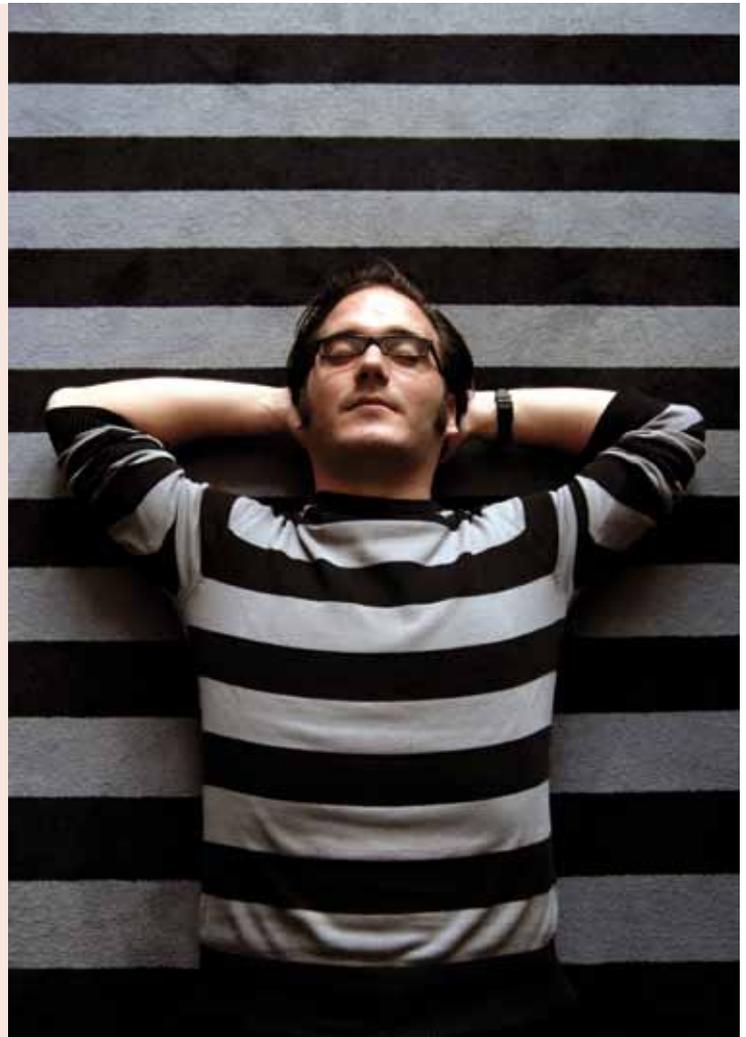


Foto: vs. / photocase.com

ten“ auf die Entwicklung unserer Gesellschaft in den verschiedensten Formen der Identitätskonstruktionen sehr unterschiedlich aus. Keupp (2002, 569) unterscheidet hier grob fünf Tendenzen der Identitätserzählung:

1. den **Fundamentalistischen Typus**, welcher sich durch ein Verharren und Festhalten an Vertrautem („Das war schon immer so!“) charakterisiert.
2. den **Typus des beschädigten Lebens**, welcher keine produktive Wahl im Leben sieht („Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“) und somit für sich den ständigen Einwand kultiviert.
3. den **Proteischen Typus**, welcher über verschiedene Identitätskonstruktionen verfügt und sie, gleich einem Chamäleon, jeweils passförmig macht und sich somit den Schein organisiert. („Ich bin wie Sie es gerade gern hätten.“)
4. den **Selbstsorge-Typus**, welcher, in steter Bemühung der Selbstbemächtigung auf den Eigensinn, auf die nötige Vorsorge und die Teilhabe an den ihn betreffenden Dingen setzt. („Ich nehme mir, was ich brauche. Ich bin dabei, wenn es mir nützt.“)
5. und den **Reflexiv-kommunitären Typus**, welcher seine Identität als Aushandlungsprozess mit sich selbst und den anderen versteht und daher die Befähigung des Individuums zum Handeln in sozialen Netzwerken anstrebt. („Ich werde zum Ich im Dialog mit dem Anderen.“)

Identität wird hierbei nicht als starres und statisches Gehäuse betrachtet, sondern als Prozess einer ständigen, den Entwicklungen des Lebens angepassten, Konstruktion und Identitätsarbeit.

Wer sind wir?

Frage nach der Gemeindeidentität

Ebenso, wie jeder einzelne Mensch durch die Gestaltung seines Lebens, durch seine ureigene Identitätserzählung, für sich selbst eine „Antwort“ auf die gesellschaftliche Entwicklung formuliert, tun dies auch die einzelnen Gemeinden. Da erkenne ich an einigen Stellen Parallelen zu den oben genannten Identitätstypen. Hier ein paar exemplarische Skizzen aus eigener Beobachtung: Es gibt Gemeinden, die auf die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft mit Enge reagieren. In diesen Gemeinden, deren Mitglieder als Prinzipienreiter zu starren Glaubensformen tendieren und bei denen nur der mitmachen darf, der wird, wie sie selbst, der sich „belehren“ lässt (Typ 1). Dann gibt es Gemeinden, die sich scheinbar in einem Paralleluniversum bewegen, sich um sich selbst drehen, da die Welt sowieso schlecht ist, immer schlimmer wird. Die überall Zeichen der Endzeit erspähen und scheinbar lethargisch auf die Ewigkeit warten (Typ 2). Dann wiederum gibt es Gemeinden, die sehr wachsam und anpassungsfähig sind; Gemeinden, die geistlich und in der Gottesdienstgestaltung stets nach „der Mode“ gehen, welche durch Musikstil, Veranstaltungselemente, Mediengestaltung, Vokabular etc. teilweise auch schon randlos mit der Popularkultur verschwimmen (Typ 3). Sicherlich hat jede dieser verschiedenen individuellen und institutionellen „Antworten“ auf die Postmoderne mit ihrer Vielfalt und ihren Möglichkeiten ihre ganz eigene Geschichte und auch Berechtigung. Trotzdem möchte ich im Folgenden exemplarisch eine mögliche Identitätserzählung von einer Gemeinde skizzieren, nach der ich mich ganz persönlich sehne und die ich mir als Raum für Junge Erwachsene, für Fremde, Suchende und mich selbst wünsche.

Ich wünsche mir eine Gemeinde für alle. Und dabei meine ich eine Gemeinde, die jedem zumindest die Chance gibt, dabei zu sein, gebraucht zu werden, fragend bleiben zu dürfen, in seiner eigenen Art und Weise zu leben und zu glauben. Ich weiß, dass viele Gemeinden das wollen und bereits umsetzen. Doch immer wieder gibt es Unsicherheiten, wie sie mit denjenigen umgehen sollen, die da so plötzlich vor der Tür stehen und durch ihre Lebensgeschichte, ihre Fremdheit den Rahmen sprengen – oder mit den Gemeindejugendlichen und Jungen Erwachsenen, die plötzlich einen anderen Lebensstil ausprobieren, die unkonforme Ideen der Gottesdienstgestaltung entwickeln und plötzlich komplett aus dem Rahmen fallen. Das rüttelt auch schon mal an den Grundfesten einer alten Baptistengemeinde. Aber was tun? Was tun, wenn man zwar die Geschichten vom barmherzigen Samariter und von der Gemeinde als Leib mit vielen Gliedern kennt, es in der Alltagspraxis der Gemeinde aber manchmal so schwer umzusetzen ist? Wie soll das nun gehen mit der Einheit trotz bzw. gerade mit all der Vielfalt?

Integration oder Inklusion.

Was denn nun?

In der Sozialwissenschaft und Pädagogik geistern in diesem Zusammenhang schon seit geraumer Zeit zwei Begriffe umher: Integration und soziale Inklusion.

Der Integrationsbegriff geht noch eher vom Zwei-Gruppen-Denken aus, z.B. „Normal“ vs. „Unkonform“; „Rechthgläubig“ vs. „falsche Glaubenspraxis“ oder „Leitkultur“ vs. „fremde Kultur“ und beinhaltet tendenziell die Forderung, der Andere, Fremde und Ungläubige möge sich bitteschön an das Richtige, Normale, den rechten Glauben oder die Leitkultur der meist größeren Aufnahmegesellschaft anpassen.

Die Idee der sozialen Inklusion lässt sich hingegen als der Entwurf eines Gesellschaftsmodells sehen, welches die Beteiligung einer größtmöglichen Anzahl von Menschen an der Gesellschaft zum Ziel hat. Dabei geht es nicht darum, das Fremde, das Andere dem eigenen System, Denken, Glauben und Handeln passend zu machen oder die Unterschiedlichkeit aufzulösen und mit „Harmoniesoße“ zu übergießen. Der Inklusionsbegriff richtet vielmehr den Blick darauf, das vermeintlich „Normale“ und „Richtige“ einmal auf den Prüfstand zu stellen und die Strukturen im Denken und Handeln so zu verändern und zu erweitern, dass mehr Raum für Unterschiedlichkeiten entsteht. Es geht um die Freude an der Vielfalt, darum Unterschiede auszuhalten und mit Einfallsreichtum neue Formen und Strukturen zu finden, um eine vielfältige und offene Gemeinschaft zu gestalten. Dies setzt bei Gruppen und Gemeinden das Vorhandensein von Zugangsmöglichkeiten, von einer Kultur der Anerkennung und einer selbstverständlichen Offenheit für Vielfalt voraus.

Für Schulen, Kindergärten und öffentliche Einrichtungen gibt es mittlerweile Handbücher (z.B. Boban & Hinz [Hrsg.] [2003]: Index für Inklusion – Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln), um anhand von Fragekatalogen den Blick auf die eigenen Werte, die eigenen Kulturen, die Strukturen und die Praktiken zu lenken und der Inklusions(in)kompetenz der eigenen Gemeinschaft bzw. Institution auf die Schliche zu kommen.

Identitätsfragen: fester Rahmen oder richtungweisender Kompass?

Mir haben viele dieser Fragen auch für den Gemeindekontext die Augen geöffnet, „blinde Flecken“ erkennen lassen und mich vor allem dazu inspiriert, kreative Ideen für eine einladende vielfältige Gemeinde zu denken. Einer der Gedanken war, sich einmal aktiv mit der Identität der jeweils eigenen Gemeinde zu beschäftigen. Was eine gängige Übung in vielen Jugendgruppen ist, sich mit den Fragen „Woher komme ich?“ „Wozu lebe ich?“, „Wohin gehe ich?“ zu beschäftigen, sollte auch immer wieder Aufgabe einer gesamten Gemeinde sein. Wollen wir eher unter unseres Gleichen bleiben? Wollen wir eine bestimmte Millieugemeinde sein? Eine Gemeinde, die sich an eine spezielle Altersgruppe richtet? Oder wollen wir eine Gemeinde sein, in der Menschen unterschiedlichen Alters und aus unterschiedlichen Milieus, Menschen verschiedener Kulturen, verschiedener körperlicher und geistiger Einschränkungen/Fähigkeiten und unterschiedlicher Lebensgeschichten ein Zuhause finden? Möglicherweise lässt sich ein alter starrer Identitätsrahmen, der häufig nur „drinnen“ und „draußen“ als Wahlmöglichkeiten hat, auch ohne Identitätsverlust in eine offenere Gestalt umformen. Wenn es möglich ist, uns in aller Unterschiedlichkeit anzuerkennen und uns trotz zeitweiligen Unverstehens und Fremdheitsgefühlen einen gemeinschaftlichen Grundkonsens an Glaubensinhalten, Werten und Wissensbeständen gemeinsam zu erarbeiten, wird aus dem festen Rahmen vielleicht ein haltgebendes und richtungweisendes Kreuz. Ein Kreuz, das gleich einem Kompass den gemeinsamen Kurs, die Grundsätze des Glaubens und des Zusammenlebens nach innen und außen sichtbar macht; das in mehreren Himmelsrichtungen Möglichkeiten bietet, sich einladen zu lassen, sich anzunähern/wegzubewegen, mal probeweise ein Stück in die angepeilte Richtung mit zu segeln oder sich auch mal als Junger Erwachsener probenhalber bewusst in eine andere Richtung zu bewegen, ohne sofort aus dem Rahmen zu fallen.

Auf dem Weg zu einer offenen Gemeinde

Identitätssucher, so auch Gemeinden und Junge Erwachsene, stehen also vor ähnlichen Herausforderungen und können sich gemeinsam auf den Weg machen, die eigenen Kompetenzen im Umgang mit der Vielfalt zu lernen bzw. weiter zu schulen. Laut Keupp (vgl. 2007, 28ff) müssen wir, um in einer sich wandelnden Gesellschaft handlungsfähig zu sein und zu bleiben, zu einer sinnstiftenden kohärenten Lebenserzählung finden. Dazu brauchen wir Räume, die uns Zugang, Beteiligung, die Erfahrung von Zugehörigkeit, Anerkennung und Verwirklichungschancen ermöglichen. Räume, in denen wir uns angstfrei erproben können und die eigenen Möglichkeiten und Grenzen immer wieder neu abstecken können. Für den Umgang mit Vielfalt müssen wir uns in der Fähigkeit üben, mit Menschen unterschiedlichster Milieus, verschiedenster Lebenslagen (Alter, Krankheit, Behinderung, Armut/Reichtum etc.), verschiedener Lebensentwürfe und Weltanschauungen, sowie anderer Kulturen wertschätzend umzugehen. Das bedeutet zuallererst, dass wir uns der Unterschiede bewusst werden und Widersprüche aushalten lernen. Wir müssen die Vielfalt als Normalität erkennen und danach streben, wertschätzend miteinander umzugehen und uns in einer konstruktiven Streit- und Konfliktkultur üben. Dies bedeutet auch, dass wir uns an die eigene Nase fassen und uns bewusst machen, wo wir selbst durch Denken und Handeln ausgrenzen und wie sich dies verändern lässt. Ein hoher Anspruch, sich mit alledem zu befassen. Aber notwendig und lohnenswert, sich Schritt für Schritt auf einen gemeinsamen Weg des Lernens zu begeben und sowohl als Einzelne als auch als Gemeinde Lernende zu bleiben.

Ich wünsche mir, dass Gemeinden zu inkludierenden, sprich offenen, aufnehmenden und beteiligenden Orten werden. Dazu gehört für mich, dass Gemeinden nicht einem perfekten Bild von Gemeinde hinterher jagen, Hochglanzbroschüren herausbringen, zum Talentschuppen für die Schönen und Reichen werden, im Gottesdienst zu Talk-Show-Elementen greifen oder zu reinen Milieugemeinden werden.

Dass Gemeinden unperfekt, heterogen, lernend – einfach menschlicher – sind, schafft gerade erst Beteiligungsräume für Viele. Ein Eingangsreich, der schon durch seine Gestaltung signalisiert: „Herzlich Willkommen – wir leben hier Vielfalt und du hast uns gerade noch gefehlt“. Ein Gottesdienst, bei dem auch mal der Klavierspieler ausfällt und plötzlich jemand spontan einspringt, von dem man es so gar nicht erwartet und gewusst hat. Orte, an denen Veranstaltungsformate und Konzepte auch scheitern dürfen und dadurch Freiräume für neue Ideen entstehen. Gastfreundliche Orte, die sich nicht aufdrängen. Orte, die zum Verweilen einladen, zum Atmosphäre aufsaugen, zum Ausruhen und Kraft tanken. Orte, an denen sich aus der Beiläufigkeit heraus echte Begegnung, eine zündende Idee und vielleicht sogar eine Gotteserfahrung ergibt. Eine Gemeinde, in der jeder, der möchte, nicht nur im übertragenen Sinne, sondern auch räumlich spürbar, je nach den eigenen Bedürfnissen seinen ganz eigenen Platz finden kann. Ein Gottesdienstraum mit vielen unterschiedlichen Sitzgelegenheiten: Sofas, Stühle mit hohen Lehnen, Hocker, Stühle mit und ohne Armlehne, Sitzbälle, Sitzkissen, Ohrensessel, Matten, Schemel, Kirchenbänke, kleine und große Stühle, Liegestühle, Sprudelkästen und wer will, kann auch seinen eigenen Stuhl mitbringen und einfach dazu stellen. So sieht für mich Vielfalt als gelebte Normalität aus. Gemeinde als bunte, unperfekte, lernende Gemeinschaft, die durch jeden, der da ist und der dazu kommt, die eigene Identitätserzählung immer wieder neu bedenkt und weiter schreibt.

PS.: Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen oder mit existierenden Gemeinden sind rein zufällig und unbeabsichtigt.



Foto: Jo.Sephine / photocase.com

Literatur

- Taylor, Charles (2002): Wie viel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Keupp, Heiner (2002): Braucht eine Gesellschaft der Ichlinge Psychotherapie? In: Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis, 34, 3, 561-579.
- Keupp, Heiner (2007): Von der (Un-)Möglichkeit erwachsen zu werden – Identitätsarbeit in der pluralistischen Gesellschaft. Vortrag bei der Tagung „Kirchlicher Unterricht in pluralistischer Gesellschaft“ am 9. November 2007 in Zürich (Format: PDF, Zeit: 05.12.2011, Adresse: http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_zuerich_07.pdf).
- Keupp, Heiner u.a. (2008, 4. Aufl.): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Boban, Ines & HINZ, Andreas (Hrsg.) (2003): Index für Inklusion – Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln (Format: PDF, Zeit: 10.10.2009, Adresse: <http://www.bildung.bremen.de/fastmedia/13/index%20inklusion.pdf>).

Dorothee Boecker, 29 Jahre, lebt in Berlin, ist diplomierte Sozialarbeiterin und hat einen Master in Sozialer Inklusion gemacht. Im Moment arbeitet sie in einem Projekt der Nachbarschaftshilfe und kümmert sich um verschiedene Wohnquartiere einer Wohnungsbaugenossenschaft.

Sören Brüninghaus

Einander den Glauben glauben

Impulse aus Römer 14,1 – 15,13 für das Miteinander von Gemeinden mit ihren Jungen Erwachsenen

Echter Christ 1989

1989. Ich bin gerade 15 Jahre alt. „Willst du ein echter Christ sein? Ein halber Christ ist ein ganzer Unsinn.“ So werde ich in meiner Gemeinde gefragt. Dabei ist vollkommen klar, was ein echter Christ ist: Kein Alkohol, kein Sex vor der Ehe, ein echter Bekenner; denn wer Jesus vor seinen Klassenkameraden bekennt, zu dem wird sich auch Jesus bekennen... Auch in anderen Gemeinden wirst du gefragt: „Willst du ein echter Christ sein?“ Nur wird in jeder Gemeinde unter einem echten Christen etwas anderes verstanden: In der ersten Gemeinde musst du an die Schöpfung in sechs Tagen glauben und daran, dass Jona im Bauch des Walfisches einen Psalm gedichtet hat. In der zweiten betet ein echter Christ in Sprachen und hebt beim Singen die Hände. Und in der dritten Gemeinde weiß jeder echte Christ, dass die Sprachenrede allein den Christen des ersten Jahrhunderts vorbehalten blieb, und die Hände bleiben bitte unten. 1989 bekommst du in der Gemeinde gesagt, wie du als echter Christ lebst, was du denkst und was du glaubst. Tust du das nicht, bist du kein echter Christ; also ein ganzer Unsinn.

Echter Christ 2012

2012. Auch 2012 will ein Christ immer noch ein „echter Christ“ sein. Echt, authentisch will man sein. Nicht anders scheinen als sein. Das glauben und leben, was ich auch in meinem Herzen fühle. Wovon ich überzeugt bin. Was ich als richtig erkannt habe. Auf keinen Fall etwas sagen oder tun, nur weil andere es von mir erwarten. Denn Gott liebt Wahrhaftigkeit und wenn ich nicht wahrhaftig vor ihm bin, kann er mich auch nicht berühren und mein Herz bewegen. Doch die Wahrhaftigkeit der echten Christen des beginnenden 21. Jahrhunderts stellt vor Fragen: Wie will sich ein junger Mensch taufen lassen, wenn er zwar um die Liebe Gottes weiß, sie aber nicht wie ein Feuer in seinem Innersten spürt? Wie kann ein Mann mit seiner Frau verheiratet sein, wenn sein Herz ihm doch sagt, dass er eine andere Frau liebt? Kann ein Mädchen Gott mit Liedern anbeten, die nicht ihre Gefühle ansprechen (weil sie z.B. aus einem anderen Jahrhundert stammen)?

Moderne und Idealismus

Der echte Christ 1989 ist ein Mensch, der ein ganz bestimmtes Ideal verkörpert. „Ideal“ ist ein wichtiger Begriff der Moderne. Die Moderne ist die Zeit der Machbarkeit. Man entdeckt, was alles möglich ist, wenn man nur seine Vernunft einsetzt. Wissenschaftliche Erkenntnisse, technische Errungenschaften. Kant hat zu Beginn der Moderne sogar die Moral an die Vernunft gekoppelt. Alles erscheint möglich. Man muss nur wollen und seine Vernunft einsetzen. Glaubt man Hegel, einem der größten Idealisten, so ist die Gesellschaft zumindest im Europa der Moderne kurz vor ihrer Vollendung.

Auch die Gemeinden können sich in der Moderne von Idealen faszinieren lassen: Die Bibel, das fehlerlose Wort Gottes. Eine lebenslange, heterosexuelle Ehe und kein Sex davor und daneben. Jeder Christ ein Missionar. Ein Gottesdienst, der so attraktiv ist, dass er sogar Nicht-Christen am Sonntagmorgen aus dem Bett holt.

Postmoderne und Authentizität

Mittlerweile befinden wir uns auch als Gemeinden auf dem Weg in eine neue Zeit. Man weiß noch nicht, was kommt. Darum wird diese Zeit noch nicht mit einem eigenen Namen gewürdigt. Sie ist einfach die Zeit nach der Moderne – die Postmoderne.

Den Christen der Postmoderne sind viele moderne Ideale schal geworden. Sie haben als Kinder erlebt, wie viele Ehen mehr Schein als Sein sind. Ihnen mutet manche missionarische Bemühung putzig an, die von Fremden belächelt wird und mehr der Sache schadet als dient. An manche Texte der Bibel machen sie Fragezeichen, auch wenn Bibel-Verteidiger ihnen Lösungen anbieten, wie auch die letzte Unstimmigkeit übergebügelt werden soll. Dass der Gottesdienst am Sonntagmorgen – und ist er noch so Sucher-orientiert – weder ihre Freunde noch sie selber fasziniert, wissen sie selber am Besten. Die Ideale der Moderne sind ihnen suspekt. Darum fragen sie nach Echtheit und meinen damit „Authentizität“. Glaubwürdig muss es sein. Hinterfragbar. Mit dem Herzen im Einklang. Nach außen so, wie nach innen.

Entsprach der „echte Christ 1989“ vor allem einem bestimmten Ideal, so ist der „echte Christ 2012“ in erster Linie authentisch.

Zukunftsgewandt und der eigenen Wurzeln bewusst

Junge Erwachsene sind unverbindlich. Sie kommen unregelmäßig oder gar nicht in die Gemeinde. Sie arbeiten nicht mit. Und sie leben einen beliebigen Lebensstil. So oder ähnlich könnte man zusammenfassen, was ich als Kritik über Junge Erwachsene aus Gemeinden zu hören bekomme. Ich arbeite genau mit diesen Jungen Erwachsenen im Gemeindejugendwerk zusammen. Junge Erwachsene, die nicht mehr in ihre Gemeinde gehen oder sich dort nicht engagieren. Dabei ist ihnen ihr Glaube sehr wichtig. Und sie zeigen im GJW, dass sie sich gerne für Christus und Menschen engagieren. Aber eben nicht in ihrer Gemeinde. Dass ihre Gemeinde ihnen kein Zuhause gibt, schmerzt sie.

Unsere Gemeinden sind sehr modern geprägt. In der Theologie, in der Gottesdienstgestaltung, im Glaubensleben. Machen wir uns diese Prägung nicht bewusst und lassen sie in Frage stellen, dann laufen wir Gefahr, dass wir auf der Schwelle in eine neue Zeit nach der Moderne, diejenigen, die schon unterwegs in die neue Zeit sind, verlieren. Unsere Jungen Erwachsenen sind genau die Menschen, die uns helfen können, Gemeinden für die Zeit nach der Moderne zu werden. Denn sie sind Kinder der Postmoderne und durchschauen es, wenn Gemeinden noch in der Moderne gefangen sind. Sie sind Fachleute im Blick auf die Frage, wie Gemeinden zukunftsfähig werden.

Dabei kann es natürlich nicht darum gehen, dass die junge Generation allein das Recht zugebilligt bekommt, zu sagen, wo es lang geht. (Davon sind die meisten Gemeinden auch weit entfernt.) Die Generationen der ausgehenden Moderne haben ein Recht darauf, ihre Gemeinde mit zu gestalten. Sie erinnern mit ihren Erfahrungen, ihren Liedern und ihrem Glauben die heranwachsende Generation daran, dass Glaube kein



Foto: germanbrina / photocase.com

postmodernes Kulturereignis ist, sondern dass Jesus Christus schon seit 2000 Jahren Grund und Inhalt des Glaubens von Menschen ist. Was können wir also machen? Wie können wir miteinander umgehen? Die echten Christen des Jahres 1989 könnten den echten Christen des Jahres 2012 den Glauben absprechen: „Ihr tretet mit Füßen, was zentral für unseren Glauben ist. Viele Generationen haben das so wie wir gemacht. Entweder ihr macht das auch so oder ihr schließt euch selber aus unserer Gemeinschaft aus.“ Umgekehrt könnten die echten Christen 2012 sagen: „Ihr seid Heuchler; denn im Herzen liebt ihr Jesus nicht. Sonst würdet ihr viel ergriffener eure Sünde erkennen und viel leidenschaftlicher Gott dienen und ihn loben. Wir spüren euch euren Glauben nicht ab.“

Wir können einander den Glauben absprechen. Wir können es aber auch anders machen. Ich wünsche mir eine Kirche aus Jung und Alt. Eine Kirche, in der Noch-Moderne und Schon-nicht-mehr-Moderne erleben, dass sie in Christus eins sind. Eine Kirche, die sich ihrer Wurzeln bewusst ist, sie schätzt und die daraus ihre Kraft und Sicherheit bezieht, um mutig und frei in die Zukunft zu gehen. Moderne und postmoderne Christen können einander den Glauben glauben, aufeinander hören, voneinander lernen und miteinander starke, relevante Gemeinden bauen. Ein Beispiel dafür, wie das gelingen kann, hat Paulus gegen Ende seines Briefes an die Römer gegeben: Römer 14,1-15,13.

Den Glauben glauben – Authentizität wagen

Unter den ersten Christen in Rom, an die Paulus seinen Brief schreibt, ist es einigen wichtig, dass sie sich an das halten können, was sie kennen. Ordnungen, die Orientierung geben. Traditionen, die erprobt sind. Sie haben einen jüdischen Hintergrund, haben erkannt, dass Jesus Christus der Messias ist und entdecken die neue Freiheit, dass sie mit Menschen, die keinen jüdischen Hintergrund haben, geistliche Gemeinschaft und Tischgemeinschaft genießen können. Das gab es früher nicht. Aber sie müssen leider auch erleben, dass diese „Heidenchristen“ das, was ihnen lieb und heilig ist, offenbar mit Füßen treten. Sie selber essen kein Fleisch, das nicht koscher geschlachtet ist. Und schon gar nicht essen sie Fleisch von Tieren, die bei heidnischen Kultfeiern geopfert wurden. Das Fleisch, das in Rom auf dem Markt angeboten wird, könnte von Kultfeiern stammen und es ist mit Sicherheit nicht koscher geschlachtet. Also enthalten sie sich des Fleischkonsums. Wie können die anderen dennoch Fleisch essen?

Kann denn auf einmal jeder tun und lassen, was er will? Soll das, was Generationen wichtig war, jetzt nicht mehr gelten? Wo kommen wir denn da hin? Geben wir uns nicht der Beliebigkeit preis? Das könnten ihre Fragen sein. So wird auch jetzt gefragt, wo sich Gemeinden in der Spannung zwischen Moderne und der Zeit danach befinden. Junge Christen beherzigen die erprobten Ideale nicht mehr und das verunsichert diejenigen, die damit ihr Leben lang gelebt hat. Also fällen sie Urteile über diese Art zu glauben:

- Das ist Relativismus. Es wird geleugnet, dass es eine gültige Wahrheit gibt. Dabei sagt Jesus doch, dass er die Wahrheit ist.
- Das ist Pluralismus. Auf einmal soll jeder nach seiner Fassung glücklich werden können.
- Das ist Liberalismus. Was uns früher lieb und teuer war, wird heute mit Füßen getreten.
- Das ist Synkretismus. Unter dem Deckmantel der „Spiritualität“ wird auf einmal so getan, als würden alle Menschen, die sich religiös fühlen, an denselben Gott glauben.
- Das ist Hedonismus. Spaß und Gefühl sind ihnen wichtiger als die Wahrheit und der Dienst.

In Römer 14,4-13 wendet sich Paulus an die Christen, die sich den alten Reinheitsgeboten verpflichtet wissen und gegen den Fleischkonsum wettern. Er wendet sich mit dem Anliegen an sie, dass sie den anderen ihren Glauben glauben und sie nicht richten:

„Wer nicht isst, der richte den nicht, der isst; denn Gott hat ihn angenommen. Wer bist du, dass du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er wird aber stehen bleiben; denn der Herr kann ihn aufrecht erhalten.“ (14,3b-4).

Paulus glaubt denen, die so frei sind, Fleisch zu essen, ihren Glauben. Er ist überzeugt, dass Gott ihnen ihren Glauben ebenfalls glaubt. Gott wird dafür sorgen, dass sie im Gericht bestehen werden. Dieses Vertrauen in den Glauben anderer fordert Paulus auch von seinen Lesern. Vertrauen, dass Menschen sich in ihrem Glauben der Rechenschaft gegenüber Gott bewusst sind, auch wenn sie sich in ihrem Glauben von den Idealen abgrenzen, die andere für unerlässlich halten.

Wenn der echte Christ von 1989 dieses Vertrauen wagt, wird er neue Seiten Gottes entdecken. Freilich wird es ihn verunsichern, wenn manches Ideal, an das er sich hält, in Frage gestellt wird. Aber er wird entdecken, wie wohlthuend Authentizität ist: Sich nicht anders geben, als man ist. Nichts sagen, was man nicht auch denkt. Nicht rätseln, was die richtige Antwort ist, sondern sagen, was die ehrliche Antwort ist. Authentischer Glaube tut gut, weil er das lebt, was einem wichtig ist. Weil er von dem redet, was einem auf dem Herzen liegt. Weil er keine Angst haben muss „falsch“ oder „nicht ausreichend“ zu sein. Er ist das, was Jesus in der

Bergpredigt (Mt. 5,3) als „Armut im Geist“ bezeichnet: Authentischer Glaube gibt nicht vor, mehr zu sein als was er ist. In seiner Bedürftigkeit steht der authentische Glaube vor Gott und erwartet von ihm alles, was er braucht.

Authentischer Glaube ist auch für Noch-nicht-Christen attraktiv. Sie entdecken, dass Menschen „wie sie“ glauben. Sie müssen nicht erst bessere Menschen sein oder einen kompletten Wandel der Gedankenwelt und Sprache vollziehen, um zu Gott zu kommen. Christen haben die gleichen Probleme und Sorgen wie sie; aber sie können (ganz authentisch) berichten, dass Gott sie trägt, ihnen Geborgenheit gibt und ihnen Hoffnung schenkt.

Den Glauben glauben – Idealismus wahren

Unter den ersten Christen in Rom, an die Paulus seinen Brief schreibt, sind sich einige dessen bewusst, dass nicht das, was in den Mund des Menschen hinein geht, einen Menschen verunreinigt, sondern nur das, was aus ihm heraus kommt. So sagt es ja Jesus Christus selbst (Mt. 15,11). Sie betrachten es als Schwäche, wenn Christen sich an alte, jüdische Traditionen halten. Wer stark im Glauben ist, der hat das nicht nötig.

Paulus zählt sich selber zu dieser Gruppierung und so kann ich mir gut vorstellen, dass sie jetzt von Paulus einen feurigen Appell in eigener Sache erwarten: „Esst euer Steak, trinkt euren Chianti und dankt Gott dafür!“ Ich hätte mir an dieser Stelle diese Zeilen von Paulus gewünscht. Nicht so Paulus. Er richtet auch eine Ermahnung an die „Starken“, die er mit einem Schmunzeln so bezeichnet, wie sie es selber tun: „Missachtet den Glauben derer nicht, die kein Fleisch essen!“ (Rö 14,14-15,1). Sie verzichten nämlich auf Fleisch, weil sie davon überzeugt sind, dass es nicht gut ist. Und wenn ihr sie dazu verführt, dass sie gegen ihr Gewissen Fleisch essen, dann habt ihr ihr Gewissen auf dem Gewissen.

„Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken“, schreibt Paulus. Aber hat Jesus nicht selber gesagt, dass er sich darauf freut, mit seinen Jüngern im Reich Gottes vom Brot zu essen und vom Wein zu trinken? – Ja, aber das Reich Gottes ist in erster Linie „Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Rö 14,17). Gesellige Tischgemeinschaft ist gut; aber im Reich Gottes ist die Gemeinschaft wichtiger als das, was auf dem Tisch steht. Also fordert Paulus auf, den Glauben der vermeintlich Schwachen nicht zu missachten, sondern Rücksicht zu üben und ihm mit Respekt zu begegnen.

Wer den Glauben derer, die sich an die Ideale des „modernen“ Christseins halten, nicht missachtet, sondern ihn respektiert, hinhört und davon lernt, entdeckt den Wert der guten alten christlichen Ideale. Denn es ist nicht nur Freiheit, sondern kann auch versklaven, wenn man nur das glauben und leben darf, was einem auch das Gefühl sagt. Es nimmt dem Glauben seine Durchschlagskraft, wenn ich nur das bekennen und leben darf, was mir gerade in diesem Moment auch auf dem Herzen liegt.

Wer sich für Ideale entscheidet und sich daran orientiert, mag manchmal das Gefühl haben, gegen sein Herz zu handeln. Aber er gewinnt an Zielstrebigkeit und macht sich nicht zum Knecht seiner Gefühle. Kann man solchen Idealismus wirklich als Heuchelei verdächtigen? Ist er nicht gerade authentisch, weil er greifbar und auch angreifbar ist?

Eine relevante Kirche mit Tradition und Zukunft

Paulus schließt diesen Abschnitt damit, dass er an Jesus Christus erinnert (Rö 15,2-13). Christus war uneigennützig. Ihm war es ein Anliegen, dass Gott gelobt wird und die Gemeinde und die Menschen in ihr, gestärkt und aufgebaut werden.

Einander den Glauben glauben – nicht um dann doch irgendwie mit Jung und Alt zusammen zu bleiben, damit wir nicht irgendwann das Gemeindehaus verkaufen müssen, wenn die Gemeinde droht auszusterben.

Einander den Glauben glauben – weil Kirche nur in der Einheit funktioniert. Weil sie davon lebt, dass man gemeinsam vom Glauben der anderen profitiert, sich gegenseitig aufbaut und miteinander nach außen geht zu den Menschen, die die Liebe Christi dringend brauchen.

Der echte Christ von 1989 profitiert davon, wenn er manches Ideal hinterfragt, das ihn nicht überzeugt. Und der echte Christ von 2012 profitiert davon, wenn er sich nicht zum Sklave seiner Stimmungen macht, sondern sich für Ideale entscheidet, die ihn überzeugen und seinem Leben eine Richtung geben.

Eine Gemeinde aus Jung und Alt ist eine Gemeinde mit Tradition und Zukunft. Junge Menschen erkennen im Glauben der Alten und in ihren Liedern, dass der christliche Glaube Tradition und Bestand hat. Dass jede Generation eine Generation von Zwergen ist, die auf den Schultern von Riesen – ihrer Geschichte und Tradition – steht. Der Glaube ist nicht eine Erfindung unserer Zeit; mit ihm leben Menschen schon seit Jahrtausenden. Alten Menschen machen die jungen Menschen und ihre Lieder und Frömmigkeit Hoffnung, weil sie an ihnen sehen, dass es weiter geht.

Junge Menschen lernen aus den Erfahrungen der Alten. Die Alten freuen sich an der Frische und Energie der Jungen. Junge Menschen können mit den Herausforderungen unserer Zeit umgehen, weil sie darin aufwachsen. Sei es im Blick auf Technik, auf das Leben im multikulturellen und multireligiösen Deutschland oder im Blick auf eine globalisierte Welt. Das haben junge Menschen drauf. Alte Menschen knüpfen an Zeiten an, in denen vieles anders war. Und sie können aus diesem Erfahrungsschatz an das erinnern, was früher besser war; was zwischen den vielen Errungenschaften unserer Zeit verloren gegangen ist und vergessen wurde. Ich wünsche mir eine Gemeinde aus Jung und Alt. Eine Gemeinde aus modernen und postmodernen Menschen. Aus authentischen Idealisten, die miteinander in Glaubensfragen ringen und immer wieder entdecken, dass sie voneinander noch etwas lernen können. Eine Gemeinde aus Menschen, die einander den Glauben glauben.

**Sören Brüninghaus, 37 Jahre, lebt in Essen
und ist Jugendpastor im GJW Nordrhein-Westfalen.**

Mieke Bethke

Im Glauben erwachsen werden

Gibt es einen erwachsenen Glauben?

Was wir „erwachsen“ nennen, das hat sich in den vergangenen dreißig Jahren stark gewandelt. Lange ging man davon aus, dass ein Mensch sich vor allem bis zum Ende des Jugendalters entwickelt und seine Identität als Kind und Jugendlicher ausbildet. Danach, so meinte man, verändere sich nichts Grundlegendes mehr. Das sieht man heute anders. Es ist nicht mehr so klar, was ein Erwachsener eigentlich ist. Die typischen Übergänge haben sich gewandelt.¹ Früher war viel eindeutiger: Wer in den Beruf einsteigt und finanziell unabhängig wird, heiratet, das erste Kind bekommt, vielleicht ein Haus baut – der ist erwachsen. Das ist längst anders geworden. In vielen Fällen hängen wir bis 30 finanziell am Tropf der Eltern, wollen vom Heiraten noch nichts wissen und vom Kinder-in-die-Welt-setzen schon gar nicht. Aber sind wir deswegen etwa nicht erwachsen?

Oftmals fühlen wir uns erwachsen, aber vielleicht weniger „fertig“ und abgerundet als man das früher mit dem Erwachsensein verbunden hat. In der Psychologie wird inzwischen von der lebenslangen Entwicklung gesprochen. Im Laufe eines immer länger werdenden Lebens gibt es viele Umbrüche, Abbrüche und Neuanfänge, die nicht spurlos an uns vorüber gehen können. Vielleicht machen wir nach dem Studium noch eine Ausbildung oder studieren neben dem Beruf. Das Leben bringt große und kleine Krisen mit sich, Trennungen oder Kündigungen, das Wunschkind kommt nicht oder wir machen mit Mitte 20 eine Karriere, die noch einen Vierzigjährigen überfordern würde. All das haben wir wenig in der Hand und es verändert uns. Unsere Sicht auf die Welt, manchmal unsere Beziehungen und unser Leben.

Wenn wir also fragen, ob es einen erwachsenen Glauben gibt, dann müssen wir das im Sinne des alten Verständnisses von Erwachsensein mit nein beantworten. Erwachsen im Sinne von „fertig“ oder „abgeschlossen“ wird der Glaube eines Menschen nie sein.

Auch der Glaube bekommt etwas von den Brüchen im Leben ab und entwickelt sich lebenslang. So wie wir uns ein Leben lang wandeln. Das Leben ist und bleibt in mancher Hinsicht eine Baustelle und der Glaube ebenso. Da werden Wände eingerissen, ein Anbau gemacht, ein neues Stockwerk drauf gesetzt oder Fenster verbarrikiert. Manche fühlen sich lange in einer Bauruine wohl, bei anderen können die Wände unverputzt bleiben. Wieder andere ziehen ins Glaubens-Haus der Eltern ein und verändern nichts. Es gibt Junge Erwachsene, die recht starr an dem festhalten, was sie gelernt und übernommen haben. Andere haben dagegen Lust und Mut zum Fragen und Denken und kommen auch zurecht, wenn Antworten ausbleiben. Doch wie können junge Menschen eine solche Haltung der Offenheit entwickeln, eine Einstellung, die es ihnen ermöglicht, auch die „spannenden“ Fragen des Glaubens auszuhalten? Wie wir uns entwickeln und mit unserem Glaubens-Haus umgehen, hängt von ganz unterschiedlichen Faktoren ab. Haben meine Vorbilder ein entspanntes Verhältnis zum gedanklichen Experimentieren oder sind sie eher ängstlich und scheuen Veränderungen? Wenn in meinem Freundeskreis viel diskutiert und hinterfragt wird, werde ich wohl auch meinen Glauben nicht davon aussparen. Bekomme ich viele gedankliche Anregungen und auch Wissen über biblische Hintergründe und die Geschichte

Gottes mit den Menschen vermittelt? Nicht zuletzt spielen Gemeinden eine große Rolle für die mögliche Entwicklung von jungen Menschen. Das Verhältnis zwischen Jungen Erwachsenen und Gemeinden ist ein etwas Unklares. Es gibt mehr und mehr Gemeinden, die entdecken, dass die Jungen Erwachsenen sich nicht einfach in die Gruppe der (älteren) Erwachsenen einordnen lassen. Mit ihrem Lebensstil nehmen Junge Erwachsene an vielen Stellen Entwicklungen der gesamten Gesellschaft auf, die ansonsten noch nicht unbedingt in den Gemeinden angekommen sind. Im Jahr 2009 hat die Zeitschrift **dran** eine Umfrage unter Jungen Erwachsenen in Auftrag gegeben. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich

¹ Der Schweizer Soziologe Martin Kohli spricht in diesem Zusammenhang vom „Umbruch der Normalbiographie“.



Foto: una.knipsolina / photocase.com

über 60 % der Befragten in ihrer Gemeinde wohl fühlen und sie auch als ihre geistliche Heimat ansehen. Die Zahlen kann man als noch recht gut, aber auch als erschreckend niedrig interpretieren. Dabei ist zu beachten, dass Junge Erwachsene befragt wurden, die aktuell in Gemeinden gehen. Es wäre interessant, die anderen, die mal in Gemeinden waren, zu hören. In unserer Kirche wird immer wieder diskutiert, warum Junge Erwachsene, die ihre Heimatgemeinde in Richtung Studienort verlassen, dort nicht in einer (Baptisten-) Gemeinde ankommen, sondern „bestenfalls“ in einer anderen Gemeinde. Die Lebensphase zwischen zwanzig und dreißig ist die Zeit, in der Menschen am häufigsten aus ihrer Kirche austreten oder zumindest darüber nachdenken. Das Leben wird das erste Mal selber geordnet. Es wird sortiert, was zu einem gehört und was nicht. Wie der

eigene Lebensentwurf aussehen soll. Und ob Gemeinde dazu passt. In nicht wenigen Fällen passt sie nicht.

Junge Erwachsene brauchen Orte und Menschen, mit denen sie die Fragen diskutieren können, die sie wirklich bewegen. Sie müssen in dieser Phase die Ablösung von ihrer Herkunftsfamilie bewältigen, Beziehungen oder eine feste Partnerschaft leben lernen. Dazu kommen erste Enttäuschungen und manche Träume, die sich als unerfüllbar herausstellen. Gemeinden, die Orte für Junge Erwachsene sein wollen, müssen offen für deren Themen sein und das Lebensgefühl dieser Altersgruppe zumindest kennen. Wenn Grundwerte wie Flexibilität, Offenheit und eine eher geringe Verbindlichkeit, die in dieser Phase oft eine große Rolle spielen, eher kritisiert als geteilt und Lebensentwürfe negativ bewertet werden, ist es wenig verwunderlich, wenn Junge Erwachsene sich andere Orte suchen. Vielleicht erleben Junge Erwachsene in manchen Gemeinden auch einfach zu viele Diskussionen über Fragen, die ihnen nicht relevant erscheinen, als dass Gemeinde für sie relevant sein könnte.

Wenn wir es ernst nehmen, dass jeder Mensch sich lebenslang entwickelt und verändert, dann wandelt sich auch unser Glaube ein Leben lang. Dann müssen nicht nur Junge Erwachsene Zeit für diese Wandlung bekommen, sondern wir alle. Unsere Identität entwickelt sich auf unterschiedlichen Gebieten in unterschiedlichem Tempo. Viele junge Leute haben sich mit Anfang zwanzig mit Religion und ihrem eigenen Glauben in der Regel noch nicht groß befasst. Bei Jugendlichen, die in Gemeinden aufwachsen, mag das etwas anders sein als im Durchschnitt. Vielleicht laufen Gemeinden aber auch Gefahr, sie schneller als es gut ist, in Entscheidungen hineinzudrängen, „weil es doch jetzt mal an der Zeit ist“. Wann Zeit ist, das ist individuell höchst verschieden. Und manche Jugendliche, die sich sehr früh zum Beispiel für eine Taufe entscheiden, übernehmen unter Umständen einfach das, was in ihrem Umfeld, in der Familie oder der Gemeinde sozial erwünscht ist. Manche Gemeinden hängen damit aber dem „alten“ Bild von Erwachsensein an, das sich an einem Status orientiert. In einer bestimmten Altersstufe ist dann eben eine bestimmte Entscheidung „dran“. Wenn jedoch Leben und Glauben als lebenslange Entwicklung verstanden werden, dann hat diese Entwicklung ihren eigenen Rhythmus und ihre je eigenen Wendepunkte. Ich wünsche mir Gemeinden, die Zeit haben und Zeit lassen. Die mutig und angstfrei ein gemeinsames und individuelles Glaubens-Lernen möglich machen.

Wann ist der Glaube erwachsen?

Diese Frage ist kaum zu beantworten. Vielleicht meint erwachsen in diesem Fall, dass jemand sich Offenheit bewahrt und etwas vom Leben kennt. Mir fallen durchaus Menschen ein, die ich als mündige oder als reife Christen bezeichnen würde. Christen, die nicht auf jede Glaubensfrage eine Antwort brauchen. Die ein wenig von den Spuren erahnen lassen, die ihnen das Leben eingezeichnet hat. Und Menschen, die die eigenen Schattenseiten kennen. Der Benediktinerpater Anselm Grün spricht davon, dass es im Glauben darauf ankommt, den Blick auf das Dunkle zu richten, das im eigenen Leben vorhanden ist. Und diesen Blick auszuhalten. Sich nicht an den Idealen zu orientieren, sondern menschlicher zu werden durch das, was im eigenen Leben wenig ideal ist. Denn gerade die Erfahrung zu scheitern, lässt uns die Barmherzigkeit Gottes erleben und macht uns im besten Falle selber zu barmherzigen Menschen. Das wäre dann erwachsen im Glauben.

Mieke Bethke, 34 Jahre alt, Pastorin und Erwachsenenpädagogin aus Berlin, arbeitet als Referentin für die Arbeit mit Teenagern, Jugendlichen und Jungen Erwachsenen im GJW Elstal.

Mirko Kormannshaus

Warum Junge Erwachsene in Gemeinde-Leitungspositionen müssen ...

Die eigene Zukunftsfähigkeit und -perspektiven ist in beinahe jeder unserer Gemeinden ein permanentes Thema. Wo steht die Gemeinde heute und wie soll sie für die Zukunft aufgestellt sein? Für Überlegungen und Prozesse rund um solche Fragen sind viele verschiedene Ebenen relevant: Zum Beispiel die theologische Ausrichtung und das inhaltliche Profil, missionarisches und diakonisches Engagement, Verständnis von Gemeinschaft und Kultur des Gemeindelebens, Standortfragen und finanzielle Aspekte, aber auch Mitarbeiterressourcen und die demographische Entwicklung spielen eine Rolle.

„Sind Kinder die Zukunft?“

In den letzten Jahren haben viele Gemeinden verstärkt in die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen investiert. Das ist wichtig und vielerorts wird durch teils hohen Ressourceneinsatz (z.B. hauptamtliche Anstellungen) versucht, Gemeinde für Kinder, Jugendliche und Familien mit vielfältigen Angeboten attraktiver zu gestalten. So soll verhindert werden, „Generationen“ zu verlieren und als Gemeinde zu überaltern.

Fehlende Generationen gelten schnell als Indikator für ein Gemeindemodell, das sich in einer Einbahnstraße befindet und auf eine Sackgasse zusteuert. Gemeinden sind nicht automatisch zukunftsfähiger, nur weil jede Altersgruppe vertreten ist. Es gibt auch Zielgruppengemeinden, die ohne die Vielfalt von Generationen innovativ sind und wachsen. Und warum sollte es neben Jugendkirchen nicht auch explizite Seniorenengemeinden geben können? Dennoch ist die Mehrgenerationen-Gemeinde erklärtes Zielmodell für viele Baptistengemeinden. Ich persönlich halte alle Generationen innerhalb der Gemeinde für gleich wichtig und wertvoll. Aus eigener Erfahrung weiß ich allerdings, dass sich in der Realität eine Ausgeglichenheit nur schwer erreichen lässt.

„Fast forward und zurück“

Bei aller Fokussierung auf die Jugend gibt es erst wenige Gemeinden, die Junge Erwachsene als eine besonders zu beachtende Zielgruppe erklärt haben. Häufig rufen Junge Erwachsene in den Augen von Gemeinden eher Fragezeichen hervor. Wer sind sie? Was wollen sie? Warum engagieren sie sich nicht verbindlich im Gemeindeleben? Auf solche Fragen gibt es keine allgemeingültigen Antworten. Junge Erwachsene als Gruppe allein über das Alter zu identifizieren, wird der heutigen Heterogenität nicht gerecht. Lebenswelten und Interessen sind wesentlich stärker differenziert, als es noch im Teenageralter der Fall ist. Die Bedürfnisse und Wünsche von Jungen Erwachsenen zu bedienen, fällt daher noch schwerer. In Fragen der Gemeindeentwicklung sind sie dennoch eine überaus wichtige Gruppe. Aufgrund der besonderen Orientierungsphasen von Jungen Erwachsenen innerhalb ihrer postmodernen Lebenswelt

besteht für Gemeinden in meinen Augen eine erhöhte Gefahr, diese Generation zu verlieren.

Junge Erwachsene sind heute deutlich mobiler als noch vor 15 Jahren. Innerhalb der Ausbildungszeit und während der ersten Berufsphase sind mehrfache Wohnortwechsel und/oder Auslandsaufenthalte die Regel. In der aktuellen Stadt sind Jungen Erwachsenen in Gemeinden dann vor allem die Gemeinschaft und ein attraktiver Gottesdienst wichtig. Ob dabei auf dem Gemeindegelände „Baptisten“ oder etwas anderes steht, ist zunehmend zweitrangig.¹ Die hohe Frequenz der Umzüge gehört für Junge Erwachsene zum Alltag einer schnelllebigen Gesellschaft dazu. Für Gemeinden bedeutet diese erhöhte Fluktuation eine neue Herausforderung. Umso wichtiger ist eine Anpassung von Gemeindestrukturen, um Junge Erwachsene am Ende nicht dauerhaft zu verlieren. Im Gegenteil, viele Junge Erwachsene haben den Wunsch, nach dem Start ins Berufsleben mehr Kontinuität zu erleben und sich dauerhafter an einem Ort zu verankern. Dann haben Gemeinden die Chance, langfristiges Engagement Junger Erwachsener zu erleben.

„Junge Expertise“

Das Leitungspotenzial von Jungen Erwachsenen wird oft unterschätzt. In vielen innovativen Unternehmen und Start-Ups werden gezielt Leute unter 30 Jahren angestellt, da diese die modernste Ausbildung besitzen, oft noch ungebunden sind und bei entsprechender Motivation überdurchschnittlichen Einsatz zeigen. In der von Risikokapital abhängigen New Economy führte das zu einer regelrechten Ausnutzung der jungen Arbeitnehmer. In einem verantwortungsvollen Rahmen könnten Gemeinden aber von diesem Potenzial profitieren. Junge Erwachsene verfügen über hohe Flexibilität, hochaktuelles Know-How und zukunftsorientierte Blickwinkel für Gemeindefragen. Diese Expertise wird in Gemeinden allerdings noch selten abgerufen und noch seltener werden Leitungspositionen dauerhaft durch Junge Erwachsene besetzt.

„Die Wahl“

Um Junge Erwachsene in Gemeinden einzubinden, ist es erforderlich, sie auch Verantwortung übernehmen zu lassen. Konsequenterweise schließt das auch die Gemeindeleitung (Gemeinderat, Vorstand) ein. Es ist wichtig, jungen Mitgliedern zu zeigen, dass ihnen auch Leitungsaufgaben zugetraut werden. So erfahren sie Wertschätzung und können wichtige Erfahrungen sammeln. Warum Gemeindeleitungsmitglieder unter 30 Jahren immer noch die Ausnahme darstellen, mag unterschiedliche Gründe haben. Die Zusammensetzung und der Wahlmodus der Gemeindeleitung variiert in unseren Gemeinden stark. Unterscheiden lassen sich zwei grundsätzliche Modelle.

1. Diakonate für Aufgaben und Gruppen

In einigen Gemeinden gibt es für Bereiche und/oder Gruppen der Gemeinde sogenannte Diakonate, also Fachabteilungen, teils mit berufenen, teils gewählten Diakonen für z. B. Lehre, Öffentlichkeitsarbeit, Gebäude oder Seniorenarbeit. Dieses Modell hat den Vorteil, dass sich relativ leicht ein Diakonat für Junge Erwachsene hinzufügen lässt. So wird die Gruppe der Jungen Erwachsenen als relevanter Gemeindebestandteil auf-

¹ Laut der GJW-Umfrage „CHECK`11“ geben 38,5 % der Befragten an, nach einem Umzug auf jeden Fall auch andere Gemeinden anzugucken, während 46,6 % wieder in eine Baptistengemeinde gehen würden.



Foto: una.knipsolina / photocase.com

gewertet und kann durch einen Vertreter basisnah repräsentiert werden. Gleichzeitig besteht immer die Gefahr, dass die Interessenvertretung der einzelnen Diakonate nur an einer Person hängt und Konkurrenzsituationen entstehen können.

2. Frei gewählte Mitglieder ohne Aufgabenzuteilung

Bei einer festen Anzahl von Gemeindeleitungsplätzen kann es für Junge Erwachsene je nach Situation schwer sein, gewählt zu werden. Kandidieren beispielsweise für zwei zu besetzende Plätze ein seit 15 Jahren amtierendes Leitungsmitglied und ein langjähriges Gemeindeglied gleichzeitig mit einem bzw. einer unerfahrenen Jungen Erwachsenen, sind die Chancen zur Wahl ungleich verteilt. Natürlich ist für Leitungsaufgaben die Erfahrung wichtig. Hier lässt sich ein Ausgleich z. B. durch einen begleitenden Mentor herstellen. Auch die Bekanntheit der Kandidaten spielt bei Wahlen eine große Rolle. Ich möchte kein Plädoyer für einen offenen Wahlkampf halten. Es schadet aber auch nicht, wenn alle Kandidaten möglichst vielen Mitgliedern der Gemeinde bekannt sind und dafür vor der Wahl Gelegenheiten der „Bühnenpräsenz“ bekommen, z. B. durch Gottesdienstmoderation.

„Eine Frage der Paragraphen“

Wie in allen Organisationen ist Nachwuchsförderung auch für Gemeinden wichtig, bevor der Nachwuchs nicht mehr da ist. Abschreckend können hier die Wahlperioden wirken, übrigens nicht nur für Junge Erwachsene. Langfristige Verbindlichkeit ist für Gemeinden natürlich ein Planungsvorteil, eine Wahlperiode von 6 Jahren entspricht aber für einen Jungen Erwachsenen bzw. eine Junge Erwachsene nicht gerade einem über-

schaubaren Lebensabschnitt. Standard sind heute 4 Jahre; auch das ist noch lang, aber hier kann z. B. vor der Wahl klar benannt werden, dass es o.k. ist, bei persönlichen Veränderungen auch vorher auszusteigen. In der Satzung/Verfassung festgeschriebene Mindestzeiträume der Gemeindegliederzugehörigkeit (häufig 2 Jahre) schränken die Kandidatensuche unnötig ein. Fehlen hier einem oder einer zugezogenen motivierten Jungen Erwachsenen etwa zwei Monate zur erforderlichen Frist, wird die formale Regelung zu einem Ausschlusskriterium. Die Mitgliederversammlung ist mündig genug, durch das Stimmrecht zu entscheiden, ob es sinnvoll ist, jemanden zu wählen, der oder die neu in die Gemeinde dazugekommen ist.

Eine andere Möglichkeit der Einbindung von Jungen Erwachsenen ist, sie punktuell oder dauerhaft als beratendes Mitglied zur Gemeindeleitung einzuladen. Der Vorteil dieser Variante liegt darin, dass unabhängig von der Wahlordnung und oben genannten Schwierigkeiten, die Gemeindeleitung Junge Erwachsene (natürlich auch andere Personen) jederzeit ohne Stimmrecht in die Gemeindeleitung mit einbeziehen kann. Häufig laufen solche Konstruktionen aber Gefahr, nach einem euphorischen Start schnell in Vergessenheit zu geraten oder schlimmer noch, für alle frustrierend zu sein. Die „fachliche“ bzw. zielgruppenspezifische Expertise wird dankend (fürs Protokoll) zur Kenntnis genommen. Es bleibt aber bei einer Sonderrolle der Jungen Erwach-

senen und in der Entscheidungsfindung schlägt sich diese nicht nieder. Das irritiert Junge Erwachsene: „Warum fragt ihr mich, wenn ihr sowieso anders entscheidet?“.

„Mitten im Wettbewerb“

Junge Erwachsene sind in vielen Lebensfragen noch in der Orientierungsphase. Beruf, Familie, Gemeinde, geistliches Profil sind nur einige Felder, in denen Junge Erwachsene noch nicht so erfahren sind wie Ältere. Um Gemeinden aber zukünftig für Junge Erwachsene attraktiv zu gestalten und sie in Verantwortung einzubinden, sollten Gemeinden kreativ und offensiv um Junge Erwachsene werben. Auch für Leitungspositionen. Und auch wenn dafür vielleicht etwas Aufwand, wie z. B. eine Satzungsänderung, notwendig ist. Gemeinden befinden sich dabei in einer Konkurrenzsituation, in einem wachsenden Wettbewerb um das Potenzial von Jungen Erwachsenen, denen sich viele weitere Optionen des Engagements bieten. Und die liegen meist außerhalb unserer Baptistengemeinden. Wenn Gemeinden hier zu zögerlich sind, brauchen sie sich über die Zukunftsfähigkeit auch keine Gedanken mehr zu machen. Wer aber Jungen Erwachsenen Räume eröffnet und sie in Verantwortung einbindet, investiert in die Zukunft.

Mirko Kormannshaus, 33 Jahre, ist Politologe aus Berlin, seit 2001 Gemeindeleitungsmitglied, seit 2003 Gemeindeleiter der Baptistenkirche Wedding und Referent für Kommunikation und Bildung im GJW Elstal.